

Mendener Heimat-Blatt Zeitung

ersch. täglich morgens mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Redaktionsdruck und Verlag: Verlagsgesellschaft v. Randenbichler, Menden. — Geschäftsstelle: Menden, Herforderstraße 35. — Fernsprech-Sammelnummer 2017 Menden. — Bezugspreis monatlich RM. 1.50 zuzüglich 30 Pfg. Porto. — Durch die Post 2.50 RM.

Einzig in Menden



Lendringser Zeitung

gedruckte Zeitung

Bei Eintritt höherer Gewalt, Papier- und Strommangel besteht kein Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder Rückzahlung des Abonnements. Anzeigenpreise laut anderer Preisliste Nr. 6 vom 1. Juli 1939, deren Bestimmungen für alle Anzeigenaufträge gelten. — Beilagen werden nicht angenommen. Anzeigenchluss am Vorabend 6 Uhr.

Nr. 27

Donnerstag, 1. Februar 1940

Jahrgang 1940

Jedem Italiener aus dem Herzen gesprochen

Nachhaltiges Echo der programmatischen Führerrede in der ganzen Welt

Italien hat verstanden

Rom, 31. Jan. Die Erwartungen, die das italienische Volk an die Rede des Führers anlässlich des Jahrestages der nationalsozialistischen Machtergreifung geknüpft hat, sind — das darf unverborgen gesagt werden — nicht enttäuscht worden. Sobald bekannt wurde, daß die Rede auch über die italienischen Sender übertragen würde, hat es wohl kaum einen politisch interessierten Italiener gegeben, der nicht dem Wortlaut und anschließend der italienischen Uebersetzung gelauscht hätte. Wenn wir von der Gewißheit sprechen dürfen, die man hierzulande in den Siegeswillen Deutschlands setzt, ist diese Einstellung durch des Führers Darlegungen hundertprozentig bekräftigt worden, und wenn wir darauf hinweisen, daß Italien und Deutschlands Aspirationen einen gemeinsamen Nenner haben, so hat Adolf Hitler durch seine Ausführungen über die deutsch-italienischen Beziehungen und die um ihr Erbteil betrogenen jungen Nationen all den Italienern aus dem Herzen gesprochen, die in Versailles die Wurzel allen Übels sehen.

Darüber hinaus aber darf man feststellen, daß die grundsätzliche Stellungnahme des großdeutschen Führers zu den aktuellen Fragen der politischen Weltlage und ihrer Lösung das lebhafteste Echo in sämtlichen politischen Kreisen Italiens findet.

Das Hauptergebnis aber für alle Italiener ist wohl die Abrechnung des Führers mit dem schwindelhaften Herrn Chamberlain und dessen offenberzigem Vordringen der Admiralität, sowie die Abrechnung mit der amfälligen Birnagel-Rede eines Daladier.

Aus all dem gewinnt man in Italien den Eindruck, daß der totale Krieg, mit dem die Weltmächte seit einigen Tagen glaubten Einbruch schinden zu können, ihrer Initiative völlig entglitten ist und einzig und allein von Deutschland abhängt und daß gleichzeitig dieses Deutschland diesen totalen Krieg in die Tat umzusetzen verstehen wird.

In dem Augenblick, in dem die letzten Worte des Führers verklangen, traf in Rom die Nachricht von neuen erfolgreichen deutschen Luftangriffen gegen England ein. Gleichsam als sollten die Worte des Führers schon in dem Augenblick, in dem sie gesprochen wurden, durch Taten bekräftigt werden.

Eine mutige Rede

Belgrad, 31. Jan. Die Führer-Rede bildet das Tagesgespräch der politischen Kreise Belgrads. Das Bild der Weltöffentlichkeit bekräftigt diesen Eindruck und zeigt zugleich, wie unvergleichlich größere Bedeutung man den Worten des Führers als denen westdemokratischer Politiker beimisst.

Kast übereinstimmend erklärt man immer wieder in den politischen Kreisen der jugoslawischen Hauptstadt, daß die Rede klar, präzise und aufrichtig gewesen sei. Spontan erklärte ein jugoslawischer Politiker: „Es war die Rede eines mutigen Staatsmannes, die in Jugoslawien und in anderen neutralen Ländern niemand enttäuscht haben dürfte. Denn sie wendete sich direkt an die für den jetzigen Krieg Verantwortlichen und ließ die Nichtbeteiligten in Ruhe.“

Immer wieder freut man sich auch, wie unerschütterlich scharf der Führer mit den englischen Kriegsmachern abrechnete. „Das haben die Engländer nicht besser verdient. Einmal mußte es ihnen gesagt werden, wie sie ihr Weltreich zusammengebracht haben und wie unmoralisch es im Grunde ist, daß sie es allein ausbeuten wollen.“

Unbeugsamer Siegeswille

Den Haag, 31. Jan. Die Führerrede hat in der hiesigen Öffentlichkeit einen außerordentlich starken Eindruck hervorgerufen. Die Rede kam für Holland völlig überraschend. Die holländische Presse sieht ganz im Reichen dieses Ereignisses. Mit diesen Worten überschrieben bringen sämtliche Blätter die Rede auf der ersten Seite und lassen sich von ihren Berliner Korrespondenten den äußeren Rahmen, den Verlauf der Rundgebung und eine erste politische Bewertung berichten.

Mit folgenden Ueberschriften heben die Blätter die ihnen wesentlich erscheinenden Stellen der Führer-Rede hervor. Der „Telegraaf“: „Das Kolonialproblem muß und soll gelöst werden.“ — „Deutschland fürchtet die Kampfpunkte nicht.“ — „Das allgemeine Handelsbild.“ — „Der Krieg tritt jetzt in die zweite Phase: Vorbereitung zum Kampf.“ Der „Maasbode“: „Was in den fünf Kriegsmonaten zutage gebracht wurde, steht in den Schatten, was in den letzten sieben Jahren geleistet worden ist.“ Der „Vaderland“: „Hitlers Antwort an Churchill und Daladier.“

In den vorliegenden Kommentaren wird von den Blättern vor allem die einzigartige Festigkeit des deutschen Siegeswillens hervorgehoben. Der Führer habe der fanatischen Entschlossenheit und der unzerstörbaren Einigkeit

des deutschen Volkes im gegenwärtigen Ringen Ausdruck verliehen. Nach der politischen Seite wird die Rede als eine scharfe Abrechnung mit der britischen Politik und als eine erstmalige direkte Auseinandersetzung mit der französischen Regierung beurteilt. Besonders hervorgehoben wird die scharfe Entgegnung des Führers auf die letzte Daladier-Rede.

„Kampf bis zum Siege“

Brüssel, 31. Jan. Die historische Rede des Führers im Berliner Sportpalast ist das Gesprächsthema in Belgien. Die belgische Presse verzeichnet die Sportpalast-Rede des Führers an hervorragender Stelle und gibt ausführliche Auszüge wieder.

Unter großen Schlagzeilen kündigen die Blätter die ihnen am wichtigsten erscheinenden Stellen der Rede an. Sie heben insbesondere die Antwort auf die Daladier-Rede hervor. So gibt die „Independance Belge“ folgende Stellen aus der Führer-Rede wieder: „Unsere Gegner schreiben: Deutschland soll untergehen. Wir erwidern: Es wird leben und wird siegen!“ „Frankreich und Großbritannien“, so heißt es hier weiter, „müssen die Versäufelung und Uneinigkeit Deutschlands.“ Weiter hebt das Blatt die Stellen der Führer-Rede hervor, daß England nur seine materiellen Interessen verfolge und daß die Weltmächte den Krieg gewollt haben. Starke Beachtung finden auch die Hinweise auf die Tatsache, daß Deutschland im Osten die Hände frei habe.

Phrasen aus London

Es ist bemerkenswert, daß der englische Rundfunk, weil er keine sachlichen Erwiderungen auf die unanfechtbaren Argumente des Führers finden konnte, sich mit der Ablehnung naiver Platteitigkeiten und voll-

kommen unlogischer Randbemerkungen aus der Klemme zu ziehen versuchte.

Sein unmittelbar nach Abschluß der Rede Adolf Hitlers durchgesprochener Kommentar, der den Eindruck eines „Weltcho“ erwecken sollte, war nicht nur kümmerlich, sondern auch technisch außerordentlich ungeschickt.

Wer etwas von der Nachrichtentechnik versteht, weiß ganz genau, daß politisch ernst zu nehmende Stellungnahmen zu einem so bedeutenden Ereignis, wie es eine Führerrede in jedem Falle darstellt, ganz einwandfrei zu übermitteln, eine gewisse Zeit benötigt, und daß daher das vom Londoner Rundfunk auf den Weg gebrachte „Weltscho“ in Bristol fabriziert wurde, wohin sich die Leitung des Londoner Rundfunks aus Angst vor deutschen Bomben schon kurz nach Kriegsausbruch geflüchtet hat.

Wenn in dieser Rundfunkauslassung behauptet wird, die Rede des Führers sei in Paris mit Gleichgültigkeit aufgenommen worden und in Kanada fühle man sich bei ihrer Vertüre gelangweilt, so wollen wir weder den Franzosen noch den Kanadiern ihren Spaß am Spiel mit dem Feuer verderben. Es hat sich schon bei mehr als einer Gelegenheit herausgestellt, daß es nicht ratsam war, an der Entschlossenheit des Führers und des deutschen Volkes, für das Adolf Hitler spricht, zu zweifeln.

Wenn der Londoner Rundfunk seinen Hörern aber erzählt, auch in Italien sei man über die Rede des Führers enttäuscht, so brauchen wir nur auf die Weisungen der gesamten italienischen Presse zu verweisen, die die Worte des Sprechers des verbündeten deutschen Staates kräftig unterstreicht.

Wieder neun Schiffe versenkt

Der zweite Schlag unserer Luftwaffe in dieser Woche
Verstärkung der U-Boot-Abwehr in der Deutschen Bucht

Berlin, 31. Jan. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Im Westen nur geringe Gefechtsaktivität.

Die Kriegsmarine verstärkte in der letzten Zeit ihre U-Boot-Abwehr in der Deutschen Bucht durch vermehrte Einsatz von U-Jagdflugzeugen und anderen U-Boot-Abwehrmitteln.

Deutsche Fliegerverbände wurden auch im Laufe des 30. Januar zur Aufklärung über der Nordsee und der englischen Küste von den Orkneys bis zur Themse-Mündung eingesetzt. Hierbei wurden — wie bereits durch Sondermeldung bekanntgegeben — wiederum sieben bewaffnete Handelschiffe versenkt, ein weiteres schwer und mehrere andere leicht beschädigt. Außerdem wurden zwei britische Vorpostenboote zum Sinken gebracht.

Trotz härtester Flakabwehr von allen angegriffenen Schiffen und trotz Einfanges zahlreicher feindlicher Jäger wird nur ein eigenes Flugzeug vermisst.

4. Opferionntag: 12,8 Mill. Mark

Wieder ein überwältigender Sieg an der inneren Front

Berlin, 31. Jan. Der am 14. Januar 1940 durchgeführte vierte Opferionntag des Kriegswinterhilfswerkes brachte wieder einmal den Beweis dafür, daß die innere Front ihre Schlachten genau so tapfer zu schlagen weiß, wie an der äußeren Front unsere Soldaten dafür Sorge tragen, daß kein Feind den deutschen Boden betritt.

Während aus nabegelegenden wirtschaftlichen Gründen der dem Weihnachtstfest folgende Monat Januar im allgemeinen in den abgelaufenen Winterhilfswerken ein geringes Abflauen der WSH-Auflösungen zu verzeichnen hatte, beweisen 12.824.514,42 RM., die das deutsche Volk in den letzten vier Opferionntagen einbrachte, daß es mit dieser Summe gerade in Kriegszeit ein besonders deutliches Vertrauensvotum auszusprechen wollte. Von dieser Summe fallen auf

das Altreich 11.207.039,37 RM., die deutsche Ostmark 1.129.937,43 RM., den Gau Sudetenland 515.471,62 RM. Gegenüber dem Eintopfionntag des Januar

1939 hat sich das Ergebnis um 4.684.305,26 RM. — 57,35 v. H. erhöht.

Dementsprechend steigerte sich das Aufkommen je Haushalt in Großdeutschland von 36,99 Pfg. auf 57,79 Pfg.

Von besonderer Bedeutung ist die Tatsache, daß der Gau Sudetenland mit dem Ergebnis dieses Opferionntags allein aus den bisher stattgefundenen Reichsopferionntagen und Opferionntagen des Kriegswinterhilfswerkes (ohne die Opfer von Lohn und Gehalt, ohne die Firmenopfer und andere WSH-Auflösungen also) eine Summe von fast 5 Millionen RM. für das Kriegswinterhilfswerk opferte. Damit hat dieser Gau, dessen „unglückliche“ Bewohner Herr Chamberlain nach dem englischen „Endspiel“ zugleich mit den Sachsen und den Bewohnern der bayerischen Ostmark in eine vergrößerte Tschecho-Slowakei zurückführen will, eine in ihrer Schärfe wohl nicht zu überbietende Antwort auf die englischen Beglückungswünsche erteilt, eine Antwort, die gleichermaßen die Dankbarkeit der Sudetendeutschen für die Befreiung vom Völkisch-Terror deutlich ausdrückt.

Illusionen schwinden

Zwei Tage hintereinander haben die Engländer jetzt neue schwere Schläge der deutschen Luftwaffe über sich ergehen lassen müssen. Nicht weniger als 18 bewaffnete Handelschiffe und Vorpostenboote sind im Schiffsfriedhof an Englands Küste versunken und verschiedene andere wurden nur schwer beschädigt. Den rettenden Hafen erreicht haben.

Diese mit kühnem Angriffsgestalt vorgetragenen Vorstöße der deutschen Flieger dürften ihre Wirkung nicht verfehlen. Schon wird berichtet, daß viele norwegische Reederei ihre Kohlentransportschiffe aus dem Verkehr von und nach England gezogen haben. Die norwegischen Seelente wollen solche Fahrten nicht mehr durchführen.

Aber auch die englische Schifffahrt selbst ist durch die neuen schweren Verluste stark betroffen. Der Verlust der britischen Admiralität, die schottischen Hochseefischer zur Bekämpfung der deutschen Flieger einzusetzen, stößt bei den Fischern auf großen Widerstand.

Als Churchill kürzlich in einer Besprechung den englischen Fischern den Rat gab, sich selbst gegen deutsche Angriffe zu schützen, da es ihm nicht möglich sei, ihnen britische Kriegsschiffe als Schutz mitzugeben, stieß er bei den schottischen Hochseefischern auf lebhaften Protest. Sie lehnen es mit Recht ab, ihr Leben auf Spiel zu setzen und der britischen Kriegsmarine die Aufgaben abzunehmen, die ihr eigentlich zufallen.

Auch sonst scheint der stolze Erfolg der deutschen Luftwaffe in England härtesten Eindruck gemacht zu haben. Selbst von früheren britischen Ministern hört man jetzt, daß die als entscheidendste britische Kriegsmittel bezeichnete Blockade allein niemals zur Niederlage Deutschlands führen könne.

Dieses Eingeständnis hat jedoch der frühere Dominionsminister Amery in einer Londoner Versammlungsbildung gemacht. Er bezeichnete es als eine „gefährliche Illusion“, zu glauben, daß England Deutschland aushungern und zur Kapitulation zwingen könnte. Das klingt ganz anders als die überhebliche Feststellung Churchills, der bekanntlich dem englischen Volk vorgelesen hatte, daß wenige Blockadedemonstrationen genügen würden, um Deutschland in die Knie zu zwingen.

Diese Feststellungen werden in einer Zuschrift an die bekannte englische Wirtschaftszeitschrift „Economist“ in vollem Umfang bekräftigt. Ein Wirtschaftssachverständiger unterzieht hier die russischen Möglichkeiten von Lieferungen an Deutschland einer gründlichen Untersuchung und kommt übereinstimmend im Gegensatz zu den zahllosen britischen Propagandamedteilungen zu dem Ergebnis, daß die Sowjetunion wahrscheinlich Deutschland eine unbestimmte Zeitperiode mit genügenden Mengen Erbsen versorgen könnte und daß Deutschland keineswegs aus Mangel an Treibstoffen die Kampfhandlungen werde einstellen müssen.

Hier wird also für das Gebiet der Weltwirtschaft die Wirkungslosigkeit der britischen Blockade von englischer Seite selbst zugegeben. So schwindet eine britische Illusion nach der anderen dahin und der unerwartete Angriffsgestalt der deutschen Flieger wird dazu beitragen, daß den Engländern mit der Zeit auch die letzten Illusionen vergehen werden.

Die Donau zugefroren

Wieder 20 Grad Kälte im Norden Jugoslawiens

Belgrad, 31. Jan. Die neue Kälteperiode in Jugoslawien hat vor allem die Ungarn benachteiligten Gebiete erfasst. So wurden am Dienstag in Slavonien 20 Grad Kälte gemessen. Die Donau und ihre Nebenflüsse sind wieder überall zugefroren. An einzelnen Stellen entwidelt sich auf dem Eis ein lebhafter Fußgänger- und Wagenverkehr. Bei Belgrad mußte auf der Donau ein provisorisches Mautamt errichtet werden, da die Bauern ihre Güter auf dem Eisweg, ohne Stadtsoll zu bezahlen, zum Markt brachten.

Marineminister Edison begründete am Dienstag vor dem Marinenausschuß des Abgeordnetenhauses sein Flottenaufrüstungsprogramm, für welches die U.S.M.-Marine 1,3 Milliarden Dollar anfordert. Wenn Amerika 50.000-Tonnen-Schachtschiffe benötige, so sei er damit einverstanden.

Deutschland wird leben!

Der siebente Jahrestag der nationalsozialistischen Machtergreifung ist durch die Rede des Führers zu einem historischen Ereignis von besonderer Bedeutung geworden. Mit den mehr als 20.000 alten Parteigängern im Sportpalast scharte sich an diesem denkwürdigen Abend das ganze deutsche Volk im Süden und Norden, im Osten und Westen um Adolf Hitler, um aus seinem Munde die Parole für das achte Jahr der nationalsozialistischen Revolution entgegenzunehmen und zugleich die unverbrüchliche Verwurdenheit der ganzen Nation zu demonstrieren.

Die Zustimmung der Zuhörer, ihre Begeisterung, die fast das ganze Volk der Ausführungen Hitlers unterstrichen, und der fast endlose Jubel um den Mann, dem wir unsere ganze Liebe, Hochachtung und Treue darbringen, fanden im großen Saal ein mehr als 80-millionsaches Echo.

Die Kundgebung am Abend des 30. Januar 1940 wurde zu einer gewaltigen Dokumentation des unerschütterlichen deutschen Glaubens an den Sieg. Unsere Feinde wollen die Zerstörung des Reiches und die Vernichtung des deutschen Volkes, das heißt, sie wollen den Untergang Deutschlands.

Aber Deutschland wird nicht untergehen, es wird — wie der Führer am Schluss seiner Rede hervorhob — leben. Für dieses Leben unserer Nation, für den Bestand unseres Reiches, für die ewige Zukunft des Volkes bürgen mehr als 80 Millionen Männer und Frauen, und dafür garantiert vor allem die deutsche Wehrmacht, die unsere Feinde niedermettern wird.

Sie haben den Kampf gewollt, nun werden sie den Kampf bekommen. Wie eine Bestätigung dieser kompromisslosen Kampfanlage des Führers mutete die Nachricht an, die nach der Kundgebung noch vor Mitternacht der Öffentlichkeit bekannt wurde, und von einer neuen stolzen, siegreichen Aktion der deutschen Luftwaffe berichtete.

Am 29. Januar vernichtete sie neun bewaffnete britische Schiffe, und die gleiche Zahl wurde von unseren deutschen Fliegern am historischen Gedenktage der nationalsozialistischen Bewegung versenkt.

Das ist eine Kostprobe dessen, was noch kommen wird. Die Feinde des Volkes, die wir in jedem Ringen und opferreichem Kampfe im Inneren vernichtend geschlagen haben, wagen es nun, uns von außen zu bedrohen, aber sie werden auch hier die ungeheure Kraft nationalsozialistischen Kampfwillens unterschätzen, eine Tatfrage, auf die der Führer in seiner Rede besonders hinwies, indem er hervorhob, daß wir in den bisherigen fünf Monaten des Krieges nicht müßig gewesen sind.

Die Generalabrechnung, die er mit den Plutokratien gehalten hat, zeigt in einer bemerkenswerten Klarheit die Frontstellung dieses entscheidenden Ringens um eine Neuordnung in Europa auf.

Drüben die Repräsentanten einer alten, moribunden Welt, die sich mit dem letzten Kraftaufwand gegen ihren natürlichen Verfall zur Wehr zu setzen versucht, drüben die Plutokratie, die brutale und rücksichtslose Herrschaft des Geldes, die verstandlos die Notwendigkeit gleicher Rechte und Pflichten ignoriert, die kein Verständnis für die sozialen Probleme, ja überhaupt nicht für die neue Zeit hat.

Heuchler und infame Heber machen dort als sogenannte Staatsmänner Politik, aber bei uns macht ein Mann und sein Volk Geschichte. — Der verbrecherische Plan, Deutschland wieder, wie feinerseit 1648, in zahlreiche kleine staatliche Gebilde aufzuteilen, und so den natürlichen Lebenswillen unseres Volkes für alle Zeiten zu lähmen und zu unterdrücken, wird niemals verwirklicht werden, denn mit unserer Fahne ist der Sieg, weil wir um unser Lebensrecht nicht bitten oder betteln, sondern kämpfen.

Wieder fette Brocken dabei

Amsterdam, 31. Jan. Unter den britischen bewaffneten Handelsschiffen, die am Dienstag an der englischen Ostküste von deutschen Fliegern angegriffen wurden, befanden sich nach der eingegangenen Meldung der britische Petroleumdampfer „British Triump“ (8500 BRT.) und der britische Kohlendampfer „Corbyn“ (4553 BRT.).

Tod an Englands Küsten

Ununterbrochene Schiffsverluste

London, 31. Jan. Der englische Dampfer „Stanbury“ (2800 BRT.), der Montag von deutschen Flugzeugen an der englischen Küste angegriffen wurde, kenterte, und nur zwei Mitglieder der Besatzung, die aus 21 Personen bestand, konnten gerettet werden.

Von dem britischen Dampfer „Bancroft“ (1450 BRT.) kamen Mittwoch SOS-Rufe. Der Dampfer befindet sich an der Nordküste Schottlands in Seenot. Ein Schiff begab sich sofort an die Unglücksstelle, um der „Bancroft“ Hilfe zu leisten.

Die Havas aus London meldet, ist der griechische Dampfer „Adamantios Pithis“ (4000 BRT.) an der englischen Westküste „geheiratet“. 28 Mitglieder der Besatzung konnten sich an die Küste retten.

Norwegischer Dampfer gesunken

Brüssel, 31. Jan. Der belgische Dampfer „Geminet“ traf mit der elf Mann starken Besatzung des norwegischen Dampfers „Stude“ (410 Tonnen) in Brügge ein. Das norwegische Schiff ging in der Nacht zum Montag in der Nähe der englischen Küste zwischen Garmouth und Darnmouth unter, da es,

Saftige Steuern angekündigt

Das reiche britische Reich braucht sehr viel Geld

Den Haag, 31. Jan. Die „Times“ kündigt an, daß das Kabinet in kurzer Frist dem Parlament ein neues Kriegsbudget vorlegen wird. Das zu Anfang des Krieges von der Regierung eingebrachte Budget hätte lediglich den Charakter einer ersten Notmaßnahme getragen. Das bevorstehende erste Kriegsbudget wird, wie die „Times“ ankündigt, zu einer weiteren durchgreifenden Steuerbelastung führen.

Drastische Maßnahmen seien notwendig geworden, um die wirtschaftliche und finanzielle Kriegführung zu ermöglichen. Die „Times“ warnt vor der Annahme, daß die Blockade gegen Deutschland Großbritannien ermöglichen, an der bisher eingeschlagenen Finanzierung des Krieges festzuhalten. Der große Unterschied zwischen dem letzten Krieg und diesem Kriege bestehe dem finanzpolitischen Standpunkt aus darin, daß damals England über gewaltige Kapitalbeträge im Ausland verfügte, die zur Stärkung des Steuereinkommens und zur Aufrechterhaltung der Lebenshaltung der Bevölkerung verwandt wurden.

Diesmal befindet sich, bemerkt die „Times“, Großbritannien nicht mehr in der gleichen günstigen finanziellen und wirtschaftlichen Lage. Es sei daher jetzt nicht mehr möglich, den gleichen mühelosen Weg wie damals einzuschlagen. Die „Times“ gibt damit offen die bereits hinlänglich bekannte Tatsache zu, daß England im Weltkriege gewaltige ausländische Kapitalguthaben und fast unbegrenzte Anleihemöglichkeiten in den Vereinigten Staaten zur Verfügung standen, in diesem Krieg jedoch infolge der Schrumpfung der britischen Auslandsguthaben und der Tatsache, daß die Vereinigten Staaten nicht daran dächten, noch einmal die britische Kriegführung zu finanzieren, eine völlig neue und zweifellos außerordentlich schwierige Lage für Großbritannien eingetreten sei.

Die britische Regierung werde daher gezwungen sein, erklärt die „Times“, einen gro-

ßen Teil des Nationaleinkommens für die Finanzierung des Krieges in Anspruch zu nehmen. Die Ziffern des bevorstehenden ersten Kriegsbudgets seien vorläufig noch geheim. Einen Anhaltspunkt biete, bemerkt die „Times“, lediglich die Mitteilung der Regierung, daß die Kriegsausgaben bisher einen Betrag von 6 Millionen Pfund je Tag erreicht hätten.

Diese Zahl sei allerdings jetzt bereits erheblich überschritten worden. Man müsse mit weit höheren Kriegsausgaben rechnen. Zwangsläufig müßten daher in Zukunft große Beträge aus den privaten Einkommen in die Kasse des Schatzamtes wandern. Der Artikel in der „Times“ zielt offensichtlich darauf ab, die Öffentlichkeit auf neue schwere Steuerlasten vorzubereiten.

Die „Times“ kündigt an, daß ein erheblicher Teil der Kriegsausgaben auf dem Anleihewege gedeckt werden soll. Die erste Anleihe reiche aber gerade für die Finanzierung von 11 Kriegstagen aus. Die Regierung plane die Kriegsausgaben von 200 Tagen im Jahr auf dem Anleihewege zu decken.

Die „Times“ warnt jedoch die Öffentlichkeit, bei der kommenden Anleihe mit hohen Zinssätzen zu rechnen. Geringe Zinssätze seien das Opfer, das die Öffentlichkeit jetzt zu bringen habe. Das neue Steuersystem, das jetzt vom Schatzkanzler vorbereitet werde, werde nicht mehr darauf Rücksicht nehmen, was der einzelne beste oder was ihm nach der Entrichtung der Steuern übrigbleibe oder welche finanziellen Verpflichtungen er zu tragen habe. Die Regierung sei gezwungen, ihre Finanzen auf eine lange Kriegsdauer aufzubauen.

Die „Times“ schließt ihre an die englische Öffentlichkeit gerichtete Warnung vor neuen schweren Steuerlasten mit dem Hinweis, daß Großbritannien jetzt erst am Anfang unermesslich gewordener neuer schwerer Lasten und Entbehrungen stehe.

Einigung Herkog - Dr. Malan

Südafrika soll von Englands Kriegen verschont bleiben

Amsterdam, 31. Jan. Aus Kapstadt wird gemeldet, daß zwischen den Führern der nationalen Opposition, General Herkog und Dr. Malan nunmehr eine Einigung erzielt worden ist. Die beiden nationalen Oppositionsführer wollen Südafrika als unabhängige Republik aus dem Verband des britischen Weltreiches lösen und damit ein für alle Mal verhindern, daß Südafrika in die Kriege Englands verwickelt wird.

Die gegenwärtige Parlamentsvertretung, so erklärt die Opposition, repräsentiere keineswegs den Willen der südafrikanischen Bevölkerung. Der englische Generalgouverneur, Sir Patrick Duncan, würde, wenn er seiner Sache sicher gewesen wäre, der Forderung nach Neuwahlen nur zu bereitwillig stattgegeben haben. Daß dies nicht der Fall ist, ist ein

Beweis dafür, daß er und die Regierung Smuts sich vor der Willensänderung der südafrikanischen Bevölkerung fürchten und nicht Gefahr laufen möchten, vor der Weltöffentlichkeit ein Mißtrauensvotum der eigenen Bevölkerung einstecken zu müssen.

Welcher zweifelhaften Verleumdung sich General Smuts als Danbanger englischer Politik erweist, geht aus daraus hervor, daß er sich mit einer Selbstwache von Detektiven umgeben hat, ohne die er keinen Schritt in die Öffentlichkeit zu setzen mag.

Die politischen Schutzmaßnahmen für die kürzlich stattgefundenen Parlamentswahlen dürften ebenfalls berechtigten Zweifel über die Vollständigkeit seiner Regierung und der von ihr gehaltenen Parlamentsvertretung aufkommen lassen.

Der russische Heeresbericht

Moskau, 31. Jan. Nach dem russischen Heeresbericht für den 30. Januar sei kein besonderes Ereignis zu verzeichnen gewesen. Die Sowjetluftstreitkräfte hätten mit Erfolg verschiedene Angriffe gegen die feindlichen Reservisten und militärischen Ziele ausgeführt.

Reine deutsche Racheaktion

in den ehemaligen polnischen Gebieten

Berlin, 31. Jan. Der Reichsstatthalter des Warthegaues, Gauleiter Greifer, schilderte in einer Besprechung vor Journalisten den Zustand, in welchem sich das Land befand, als er nach der Wiedereroberung des Gebietes durch die deutschen Truppen den Aufbau in Angriff nahm.

Die Verhimmelungen und grausamen Entstellungen der im Laufe der Zeit in allen Teilen des Warthelandes aufgefundenen Opfer waren furchtbar, und man könnte es durchaus entschuldbar finden, wenn die Antwort auf diese alle Begriffe europäischer Kultur und menschlicher Gefühlsregung verletzenden Untaten eine Aktion der Vergeltung und der Rache gewesen wäre.

Jedoch nicht der Geist des Hasses, sondern der Ordnung und des Rechtes war es, der uns leitete, als wir an die Aufgabe der Wiedererrichtung europäischer Zustände im Wartheland herantraten. Schon am 22. September, also in einer Zeit, in der die vollständige Gewalt noch in der Hand des Militärbefehlshabers ruhte und das Wartheland noch unter Kriegszustand stand, wurde die ordentliche Gerichtsbarkeit eingeführt.

Obwohl wir es also durchaus in der Hand gehabt hätten, die Schuldigen in einem begünstigten Verfahren standrechtlich oder kriegsrechtlich abzurufen, wurden die Fälle der polnischen Greuelthaten an den Volksdeutschen in über 1000 normalen Gerichtsverfahren verhandelt.

Todesurteil vollstreckt

Berlin, 31. Jan. Am 31. Jan. 1940 ist der am 30. März 1923 in Karlsruhe geborene Karl Greve hingerichtet worden, der vom Sondergericht in Karlsruhe am 22. Dezember 1939 wegen Mordes zum Tode und dauernden Ehrverlust verurteilt worden war. Greve, ein trotz seiner Jugend gänzlich verkommenen Mensch, hat in Karlsruhe am 30. November 1939 einen Luftmord an einem 6-jährigen Knaben begangen.

Einmarkstücke werden eingezogen

Berlin, 31. Jan. Nach einer Verordnung des Reichsministers der Finanzen vom 20. Januar 1940 gelten die nach der Bekanntmachung vom 28. Oktober 1933 (Reichsgesetzblatt I. S. 795) ausgeprägten Reichsmünzen im Nennbetrag von einer Reichsmark ab 1. März 1940 nicht mehr als gesetzliches Zahlungsmittel. Diese Münzen behalten also ihre Kaufrkraft nur noch bis zum 29. Februar 1940. In den folgenden 3 Monaten, und zwar bis zum 31. Mai 1940, werden diese Münzen noch von allen Reichs- und Landesstellen sowohl in Zahlung genommen als auch gegen andere Zahlungsmittel umgetauscht. Ab 1. Juni 1940 hört die Einlösungspflicht auf. Die Münzen haben dann nur noch ihren Metallwert. Zur Vermeidung von Verlusten sind die Reichsmarkstücke aus Nickel bei erster Gelegenheit bei einer Kasse einzuzahlen.

Schwerster Winter seit Jahren

Stockholm, 31. Jan. Wie die hiesige Presse berichtet, erlebt die Insel Öland zurzeit den schwersten Winter seit vielen Jahren. Durch drei große Schneestürme sind alle Wege und Landstraßen völlig eingeschneit. Die Schneewehen sind so fest zusammengedrückt, daß auch die Motor-Schneepflüge nicht mehr hindurchkommen. Die Verbindungen mit dem Festland sind bis auf die Postlinie Ralmar-Järjestaden eingestellt, seit der Ralmarland zugestoren ist. Er ist aber nicht, wie in früheren Jahren, für die Schiffe der Inselbewohner befahrbar, weil mitten im Sund die schwedische Neutralitätsfahrrinne durch Eisbrecher offengehalten wird. Infolgedessen ist die Insel völlig isoliert. Besonders kritisch ist dadurch die Brennstofffrage geworden, da auf der Insel nicht genügend Kohlenlager vorhanden sind.

Auch in Schonen herrscht weiterhin ungewöhnlich harter Schneefall. An vielen Stellen der Landstraßen sind niedrige Schneewehen angehäuft, so daß sie nicht passierbar sind. Massenhaft sind Automobile im Schnee festgefahren und haben keine Möglichkeit, freizukommen. Die Zugfähre Malmö-Kopenhagen mußte am Dienstagmorgen ihre Fahrt infolge der schwierigen Eisverhältnisse abbrechen. Ein Eisbrecher war nicht in der Lage, die dicke Eisdicke zu beseitigen.

Die Kälte in Norditalien

Mailand, 31. Jan. Die Kältemasse fordert in Norditalien immer neue Opfer. So starben in der Gegend von Brescia zwei Personen an den Folgen schwerer Frostschäden. Im Gebiet des Appennin bei Bistonia zeigte die Quecksilbersäule einen erneuten starken Rückschlag. Nach mehrstündigem Schneefall ging die Temperatur in der vergangenen Nacht wieder auf minus 15 Grad zurück. Die Straßen sind mit einer dicken Eisdicke bedeckt, so daß der Wagen- und Fußgängerverkehr vollständig lahmgelegt wurde. Im Reno-Tal liegen zahlreiche Kraftwagen fest.

Kulturarbeit im Raume des Westwalls

Feldgrauer Massenbesuch in den Ruinen der Grenzstädte

Für die Millionenarmee im Westen, die zu Lande und in der Luft, in Panzertürmen, Bunkern und Fliegerhorsten über die Sicherheit des Reiches wacht, wird auch in kultureller Hinsicht nach Kräften gesorgt. Der Löwenanteil daran gebührt zweifellos dem Rundfunk, der ein schier unerschöpflicher Freund und Begleiter der Truppen bis in die vordersten Linien hinein geworden ist und vor allem mit seinen sonntäglichen Wunschkonzerten Front und Heimat aufs engste verbindet.

Soweit es die Verhältnisse nur irgendwie gestatten, wird unseren Feldgrauen darüber hinaus aber in den Dörfern und Städten der Etappe vielfältige Unterhaltung, Zerstreuung und Wissensbereicherung geboten. Von Abschnitt zu Abschnitt fahrende Künstlertruppen bringen Freude und Abwechslung, und man kann sich vorstellen, mit welcher gespannten Erwartung unsere Soldaten nach wochenlangem schweren Dienst in Wind und Wetter, im Schnee und dießiger Kälte den Hochgenüssen eines solchen künstlerischen Abends entgegensehen.

Nach Möglichkeit werden ferner auch Sonderurlaube zum Besuch weiter zurückliegender kultureller Institute in den größeren Städten des Grenzlandes, vor allem in Baden und in der Rheinprovinz, gewährt, wo die Feldgrauen Besucher Konzerte, Theater, Ausstellungen und Museen in reicher Fülle vorfinden. Wo nicht Einladungen zu kostenlosem Besuch vorliegen, werden weitestgehende Vergünstigungen gewährt.

Es hat sich übrigens gezeigt, daß sich gerade die Museen, denen man ja zu Hause nur wenig Beachtung zu schenken pflegt, eines Massenbesuches von Seiten unserer Soldaten erfreuen. Aus allen größeren Städten des Westens wird berichtet, daß die Soldaten einen beachtlichen Teil der Besucher ausmachen, ja bisweilen sogar das Hauptkontingent stellen. Das gilt nicht zuletzt für die Heimatmuseen, wo große Nachfrage nach Vorträgen herrscht, die die geschichtliche Entwicklung des Gebietes an Hand der Schaulustigste vollständig und zusammenfassend erläutern.

Vor allem erfreuen sich auch die Stadtführungen unter fachkundiger Leitung regem Zuspruches. Sehr beliebt sind ferner Kunstausstellungen mit Sonderausgaben, kunstgeschichtliche Vortragsabende und Veranstaltungen musikalisch-literarischer Natur. Die Tatsache, daß im gesamten Grenzland der Besuch dieser Einrichtungen die Friedensjahre weit übersteigt, hat die Leitungen aller dieser Institutionen zu einer Erweiterung und Bereicherung der Kunststätten veranlaßt, wobei man durch Umfragen und statistische Erhebungen diejenigen Teilgebiete zu fördern sucht, für die die Feldgrauen Gäste ein besonderes Interesse an den Tag legen.

Menden

75 000 im J.

Die vollstündig ist, dürfte wohl mor ist, wenn trifft diese Deut zu; man muß sich Philosophie und eine erschöpfende plexes „menschliche eigenartige deutl allerding nicht a Völker haben, nur



und rein als le Bestandsaufnahme, Freiheit des me Schwedelage hält teiten des Lebens windet.

Wir wollen e Deutuna des Hum zur praktischen S die uns hier heil eine symbolische Kriesswinte ser ersten Zeit Sinnbilder in den Figuren, d seinen Werken ein eingehaucht hat. Humor also, wol unserer Brüder helfen.

Jeder, der am der zwölf teiten von den viel stischen Phantasie Maler-Dichters Reichsstraßenjam merles fauft un Maz und Morit Schneider Bld, Maler Riegel, A mit seine richtige Gegenwart in de Kraft und mit höhen Absichten un und ihnen zeigen was da wolle, ni sen!

Die Kreisam fahrt Herlohn h zu aagen die u der Chamberlain vorbereit. 750 Riten find im R Land Herlohn v ten Kampfforma schen Bewegung. Sonntag dafür Weg nicht nur dern auch zu de und Volksgeoffi feindlichen Welt im ersten Krie chen nicht verle Gegenheit nun e Dummheit und Feinde, die glau einlaes und ihn Welt besiegen un nen.

Das war

Beitrag

Beitrag

Die Festtag gebracht. Noch harriacht Schne gen, und morge großen Kiefern. ien von untern tein mit Erfolg noch daran, daß her ist.

Für die me stenmal ein We Kameraden, die und Weichnachte haben, waren m in der Heimat. b ließen, so der rade im Dezemb uen Glandens ter geholt hat —

Der Himme befehrt für das nach unjeren B in den Tälern, grauen Nebelwa den Spitzen der ist ein Wetter,

Bulldoggführer Schratt

Erzählung von Margarete Graf

Die ganze Arbeitswoche über erfüllte Severin Schratt auf einem großen Gutshof als Führer und Biege seiner Maschine im munteren Rhythmus seine Pflicht. Er war ein Mann, der bei den Arbeitstagen nicht sehr viel von dem Gleichgewicht zu bringen hatte. — Tanamusi im Dorf, das dunkle Nachen der verteilten hübschen Magd Gertrud, der Besuch eines Theaters oder ein sportliches Aushalten bei dem die Gemüter sich bis zum Siebenpunkt erhitzten — vermochte seinem geraden, nichtern Sinn offenbar nichts anzubringen. Er wurde selten und wenn die anderen schallend auflachten, geisterte höchstens ein flüchtiges Schmunzeln um sein glattes, hartgezeichnetes Kinn. Dafür suchte er auch nicht wegen jeder Nichtigkeit über und nahm es mit einem gelassenen Achselzucken hin, wenn ihm etwas überquerte. Ein einziges Mal nur war er zum Erheben aller in jenen Jahren ausgetrieben: Als der Junge, der die Maschine glatte, wendige Biegel der wie toll hinter jeder Schürze herließ sich damit vergnügte, ein Netz voll junger Rassen an der Scheunwand totzuwerfen und mit dieser Robeit auch noch großmütig wollte. Ja, da fiel Severin Schratt plötzlich wie ein Adler über den Jungen her, und am Ende hatte er ihn trumm und lahm geschlagen, wenn nicht der Herr das zornige Schreien wäre und die Kämpfer getrennt hätte. Raum zu glauben, daß dieser blind mit seinen Fäusten während der selben war, der sonntags einen Grasbalm zwischen den Fingern stundenlang am sonnigen Gang liegen und „himmeln“ konnte, wie die anderen spöttisch zu bemerken pflegten.

Oh, auch Severin liebte das Leben! Freilich nicht das laute, grell geschminkte, das sich wie die schlechte Nachahmung eines Meisterwerks wohlfeil in allen Gassen ausbot, sondern das stille, heilige, das ewige Leben, das sich ihm in einem Garten Bienenrücken, einem bekannten Spinnweb, einem arglosen Kinderlachen offenbarte.

Seinem Herrn galt der stille, gesammelte Mensch als der zuverlässigste und fürsorglichste Fahrer, und wenn immer eine Schwierigkeit zu überwinden war, dann stand für ihn fest: „Der Schratt schafft es schon.“

Eines Tages nun sollte eine schwere Fahrt, deren Beförderung eile, nach der anderen gelegenen Kleinstadt gebracht werden. Diese Beförderung war bei allen Fahrern unbeliebt, denn sie hatte ihre Tücken: tiefe Schlaglöcher vom Winter her, ein paar unüberwindliche Kurven und zum Schluß, knapp vor der Ortschaft, ein steiler Berg. Dabei war die Straße glitschig, vom Regen lange anhaltenden Regen und der einzige Lastwagen, der an diesem Tag zur Verfügung stand, war älterer, schwerer, kühler Bauart.

Der Herr wollte keine Nebenbanten geltend machen, aber der Herr hat mit einer Handbewegung ab: „Wenn Schratt fährt.“

Als dem Herrn ging alles gut, Schratt nahm die Kurven bedächtig und mit der Sicherheit eines Fahrers, der die Straße kennt wie seine eigene Tasche. Auch den gefährlichen Berg kam er hinunter, ohne daß der Wagen die geringste Schlenkerbewegung gezeigt hätte. Bis er seine Last abgeladen hatte und sich zur Heimkehr aufmachte, hatte es aufgehört zu regnen. Die ersten durchbrechenden Sonnenstrahlen wiegten sich in den stehenden Pfützen, und alles, was die Kinder, strömte vergnügt ins Freie, um die wunderbar gewinnige Luft zu genießen.

Vorsichtig begann der schwere Wagen den Berg wieder hinaufzuziehen. Plötzlich — er hatte schon die halbe Anhöhe hinter sich — brach eine Strebe, und die Kette, die durch diese Strebe gespannt war, sprang vom Rahmen. Damit aber war nicht nur die Verbindung der Hinterräder mit der Kraft des Motors unterbrochen, sondern auch die auf das Getriebe wirkende Fußbremse mußte im nämlichen Augenblick verlassen. Ja selbst die Handbremse, die unglücklicherweise just an die gebrochene Strebe angehängt war!

Ohne Hemmung begann das Ungetüm nach rechts und links hinabzurollen. Severin Schratt, mit jeder Feder seinem Fahrzeug verbunden, erkannte blitzschnell die Gefahr. Mit aller Kraft trachtete er, den Wagen wenigstens auf geradem Kurs zu halten, denn er wollte versuchen, den entsetzten Riesen unterhalb des Berges an der überhöhten Begrenzung anzuhalten zu lassen. Die Räder schrien und stoben entsetzt nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Plötzlich sah Severin Schratt gerade an der Stelle, von der er sich einst Rettung erhofft hatte, eine junge Frau stehen, die ihr Kind auf dem Arm trug und vom Schrecken buchstäblich gelähmt schien.

„Das ist das Ende!“ dachte Schratt, als er, ohne sich eine Sekunde zu bekümmern, das Steuer scharf herumrührte. Denn nun raste er geradeaus auf die steinerne Bodenbrücke zu, die den Fluß überquerte. Die schwachen Eisenstäbe des Schutzgitters würden bei dem gewaltigen Zusammenstoß umknicken wie Strohhalme, und einen Augenblick später würden die Wasser des angewöhlten Flusses über ihm und seinem Wagen zusammenstürzen.

Des Mannes Lebenswille bäumte sich jäh auf bei diesem Gedanken, und ein kalter Schauer überfloss seinen Rücken. Aber er ließ die Hand nicht vom Steuer. Darrschaff brauste die wilde Jagd an der zur Bildsäule erstarrten jungen Mutter vorbei. Der aus der Fahrbahn getragene Wagen aber donnerte, wie Schratt es vorausgesehen hatte, wider das Brückengeländer, daß die Wucht des Anpralls den Fahrer hart vornüberwarf.

Als er einige Krümmungen weiter wieder zur Befragung kam — Hand der Wagen!

War war das Gitter gegen den Fluß hin ausgebeugt wie vom Schlag einer Riesenhaut, aber es hatte wider Erwarten standgehalten. Und dem Fahrer war wunderbarer Weise nichts geschehen. Schwerfällig stieg er aus dem Wagen, hockte auf dem Trittbrett nieder und sah mit leeren Blicken rundum, als könnte er es nicht fassen, daß auch für ihn noch immer die Sonne schien. Bald umdrängte ihn ein Schwarm von Menschen, und eine runde, kleine Dame rührte begierig mit den Armen und schrie ein ums andere Mal: „Er ist ein Held! Wirklich, ein Held!“

Severin Schratt bemerkte sie gar nicht. Sein Gesicht, noch immer grau wie das aus Stein gehauene des Schutzgitters, sah er die Brücke gewandt nur ganz langsam und in Farbe zurück. Endlich löste er sich aus seiner Starrheit, schickte sich ein paar Mal über die Haare, als wollte er sich seines lebendigen Daseins versichern, zog sich mit einem entschlossenen Griff die Kette über das Ohr und stand auf. „Sol!“ sagte er. „Dann wollen wir also sehen, wie wir den Wagen hier wieder flottbringen.“

Da öffnete sich der Kreis, und die junge Frau trat hinzu. Sie schloß die Leiste und hielt ihm, schuldlos und dankbar, gleichgültig und doch seines Wortes mächtig, ihr Kind hin. Um dessen willen er sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Und alle, die zuvor, beinahe bestürzt, sein kaltes Blut bewundert hatten, konnten nun sehen, daß seine Hand, als sie einmal ganz hart über das Brückengeländer des Kinderlächelns hinlief, leise erbebe.

Methusalems Wunsch

In den vierziger Jahren kam der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach Babel und hielt sich dort einige Stunden auf. Vom Kommandanten erfuhr er, daß der älteste

Mann des Staates in Babel lebe, und der König ließ sich sofort zu diesem führen. Der alte Mann war damals 106 Jahre alt und körperlich wie geistig noch frisch. Gewöhnlich sah er, sein Pfeifen rauchend, im Sessel. Als aber der Besuch des Königs gemeldet wurde, erhob er sich und ging festen Schrittes dem König entgegen. Dieser nötigte den Greis, Platz zu nehmen, und erkundigte sich lebhaft nach der Gesundheit des alten Mannes, der seinerseits fröhlich die an ihn gestellten Fragen beantwortete; sein Pfeifen behielt er aber im Munde.

Als der König Abschied von dem Greise nahm, wollte er ihm eine Gnade erweisen und fragte ihn, was er sich wünsche. „Nichts!“

verfehle der alte Herr; denn ich habe alles, was ich brauche.“

„Wie?“ fragte der König erstaunt. Sie haben keinen Wunsch? Unmöglich! Bestimmen Sie sich, kein Sterblicher ist ohne Wunsch!“

Endlich meinte der Alte: Sein Wunsch war, daß er täglich eine Stunde auf den Festungswällen spazierengehe. Auf diesem Wege komme er stets am Pulverschuppen vorbei, und jedesmal rufe ihm der Posten schon von weitem zu: „Heiße weg!“ Und da er nur langsam vorwärts komme, gehe ihm die Heiße aus.

„Wollen Eure Majestät mir nun eine Gnade erweisen, so befehlen Sie, daß mich der Posten weiterrufen läßt, wenn ich am Pulverschuppen vorbeigehe!“

Das fluge Männlein

Von Hans Dalibor

In einem finsternen Balde, weit von dem Lande der Menschen entfernt, wohnte seit alter Zeit ein Männlein, das so flug ist, darum es hieß aber alle Sorgen der Welt haben dürfen dar.

Es hat sich nicht immer in dem Balde verhehelt gehalten. Einmal ist es unter die Menschen gegangen, weil es nicht mehr einsam bleiben wollte. Der gottliche Waldgeist hatte ein weißes Gesicht gemacht und ihm einen guten Rat gegeben, wie man sich allein mit den Menschen verhalten könne.

Am nächsten Tage wanderte das Männlein mit Meilenritten in das Land der Menschen. Zuerst kam es in ein kleines Dorf. Es wollte dort redlich arbeiten und sich seinen Lebensunterhalt verdienen. Schnell sagte es ein Jaubermot und gab sich die Gestalt eines jungen Barichen.

Ein leichtes Bündel auf dem Rücken, trat der Barich in das Haus eines Bäckermeisters ein. Freundlichen Gruß zuvor, ob er beim Mehlern schaffen könne, er habe im Handwerk gelernt und suche eine neue Stelle. Der Bäcker kniff die Augen zusammen, musterte den flin-

ken Gesellen und brummte dann: Wollen es versuchen.

Bald war der neue Geselle fleißig dabei, die Brote in den Ofen zu schieben. Während dem Mehlern bei der Bluthitze die Schweißperlen von der Stirn herabließen, verrichtete der Barich das Stadl Arbeit, als sei es eine Freude bei der heißen Luft. Danach sollten die Kuchen gebacken werden. Unser Männlein rührte den Teig an. Es wollte die Kuchen so fein herstellen, daß jedermann zufrieden sein sollte. Darum sparte es nicht mit Fett mit Zucker und Rosinen. Der Bäckermeister war in seine Bohnstube gegangen. Nun kam er wieder zurück und kostete prüfend von der angestrichelten Teigmasse. Er schaute argwöhnisch auf und schmeckte noch einmal. Dann wurde er laut: Keinen Kugeln dabei, das ist Herrschaffstücken, für unsere Leute im Dorf wird er nicht so gut gebacken. Wir müssen doch verdienen und können für die paar Pfennige nicht die teuren Zutaten vergeuden! Der neue Geselle wagte einen Einpruch. Nicht mehr als anständig sei es, den Kunden das Nachwerk so gut zu liefern, wie es bei kleinerem Gewinn möglich ist. Es schmeckt besser und es wird mehr davon gekauft, dann sei der Verdienst derselbe, und der Meister wachte im Ansehen der Leute. — Doch hiermit hatte er zuviel gesagt. Der Meister jagte den Knecht mit einem Knüttel aus der Arbeit.

Das Männlein fand nun wieder auf der Straße und mußte weiterwandern. Es dachte darüber nach, wie der Mann sein mag, nach dem die Menschen das Schaffen ihrer Hände einschätzen und den Gewinn daraus berechnen. Wie hatte der Rat seines Freundes des zottigen Waldgeistes gelautet? Die ging ihm sonst ein Wort verloren, aber dieses Sprüchlein blieb vergessen. Hier im Menschenland war es auf sich allein gestellt. Mit Meilenritten wanderte das Männlein die Nacht hindurch. Am Morgen kam es in eine große Stadt. Seine Jaubermot verlieh ihm das Aussehen eines schlichten Bürgers.

In dem Kontor eines reichen Kaufmanns bewarb sich das Männlein um die Stelle eines Schreibers. Der Kaufmann hatte von dem Bewerber einen guten Eindruck und ließ ihn gleich mit der Arbeit beginnen. Auf einem hohen Schmelz ließ das Männlein nun über Büchern und trug mit laubener Feder die endlosen Zahlenreihen ein. Des öfteren sah ihm der Herr über die Schulter und nickte jedesmal, befriedigt von so viel Tätigkeit.

Die Tür zum Kontor öffnete sich ein Kunde trat ein. Nach der Aufforderung zum Rechnen seiner Schulden kam er selbst und wollte dem Herrn seine Kasse (Schulden) bitten am Aufschreiben, bis es ihm möglich sei, das Geld zu beschaffen. Der Kaufherr verzog sein Gesicht, er kann wohl über die große Not nach Gleich sprach er zu dem Kunden aber nicht von dessen Not, sondern vielmehr von seinem Geld: Wir verstehen Ihre Lage vollkommen, wollen nicht prüfen, ob Sie Schuld daran tragen. Dennoch seien wir uns leider gezwungen, unser Geld von Ihnen sofort zu fordern. Sie begreifen, jeder ist sich selbst der Nächste!

Der neue Schreiber hörte die Antwort des Kaufmanns. Daß die Firma den Ausfall des Geldes nicht überdauern würde, glaubte er nie, denn er hatte ja gerade die Gewinnzahlen des Geschäftes verzeichnet. Aus diesem Grunde sah er ein Gebot darin, den Kunden in seiner Notte zu unterstützen und frei zu sprechen von der Bitternis wirklicher Not, daß es selbstverständlich sein müsse, Hilfsbereitschaft zu üben. Die Miene des Herrn wurde jetzt aber aus streng. Der Kunde wurde kurz verabschiedet, er würde schriftlichen Bescheid erhalten.

Nun war die Reihe an dem Schreiber, aus dem Munde des Herrn klipp und klar eine Antwort zu hören: Mein lieber Mann, was Sie sagten, mag woanders gelten, bei mir und besonders im Gegenwart eines fähigen Schuldners war es alles andere als angebracht. Die Klugheit liegt im Geldverdienen und nicht im Geldverlieren. Der Gewinn geht über alles, auch über das gute Herz. Im übrigen sage ich Ihnen, Ihre Probezeit bei mir ist beendet. Sie können gehen und sich das Geld für Ihre Arbeit an der Kasse auszahlen lassen.

Da fand das Männlein abermals auf der Straße. In seinen Gedanken trieben zwei Worte ein Spiel: Verdienst war das eine Wort, Gewinn das andere. Sie schienen immer größer zu wachsen, ihre Gesichter wurden immer häßlicher, als wollten sie das Glück zertreten, wo sie es fanden.

Am letzten Jaubermot nahm das Männlein seine ursprüngliche Gestalt wieder an und war glücklich, als es in seinen Wald zu den guten und bösen Tieren und zu seinem alten Freunde, dem Waldgeist.

Tier auf dem Bahndamm

Von G. Sedemann

Aus der Nacht quollen ferne Dichter, gitterten wie Funken und verlöschten aus einem geheimnisvollen Grunde, um irgendwo wieder aufzuleben. Ich stand mit dem Heizer Holl auf der kleinen Lokomotive, die leuchtend eine Reihe Boren hinter sich herschleppte. Die beiden Scheinwerfer trafen sich in der Schwärze der Nacht und machten das blinde Gleisband weithin sichtbar.

Die wenige wissen, wie schön es ist, wenn die Hand am Dampfregulator ruht und die Geschwindigkeit rattern und poltern an deinem kleinen Fensterhaken vorbeizieht, manchmal mit weichem warmem Otem, manchmal mit flüchtigen Regen, der dein Gesicht wie Kiemen peitscht. Es bleibt etwas Herrliches, am Führerhand der Lok zu stehen, besonders nachts, wenn die Maschine in die Band des Scheinbaren Nichts hineinfällt, unglücklich verwegene, unsicher vertrauend. Dann sind alle deine Sinne übermüht wie dein Glaube, dein Glaube an die Schienen! Schienen, das ist etwas, das du erst nachts begreifen kannst. Sie sind Wegbereiter im Chaos finsterner Schwärze vor Menschen mühten an Schienen glauben, wir mühten sie anbeten in heimlichen Stunden als das Verlässliche, Unfehlbare.

Mit Holl war es in dieser Nacht nicht, wie es hätte sein sollen. Er lehnte finster am Bremshebel und laute Worte vor sich hin. Der Wasserstand im Glase fiel.

„Injektor anstellen!“ rief ich dem Heizer zu. „Ja doch, Mensch!“ tarrte es unfreundlich hinter mir, und dann kam Holl mit einem langsamen Schritt auf die Armaturen zu und stellte den Injektor ab.

„Was ist denn mit dir los?“ fragte ich den Heizer, ohne ihn anzusehen. Ein Stöhnen war seine Antwort, und nach einer langen Pause sagte er: „Das verdammte Regenvieh! Der Teufel hole den Rater! Ich habe ihn aus dem Hause gejagt, mit Peitschen, du wirst es kaum glauben!“

Es klang unwahrscheinlich. Der kranke Holl, der die Tiere liebte, der soll die große, graue Rabe mit Peitschen davongejagt haben?

„Wie kam es denn?“ fragte ich. Holl stand dicht neben mir, ich spürte seinen Atem, ich merkte, wie aufgeregt er war: „Angst hab' ich vor ihm, einfach Angst! Aber das verstehst du nicht!“

„Kein!“ „Du weißt, wie ich an der Rabe hing, wie ein Kind liebte ich das graue Regenvieh! Ja, aber so kann es kommen, Teufel!“ Ich lachte: „Hat er dich getraut? Hat er den Wellenfittich gefressen?“

„Wenn es das wäre! Nichts von all dem. Wenn ich es dir genau sagen soll, er hat überhaupt nichts getan, was meinen plötzlichen Haß rechtfertigen könnte. Ueberhaupt nichts, verstehst du?“

„Neel! Die Sache wird direkt unheimlich!“ „Stehst! Das ist das richtige Wort! Unheimlich! Vielleicht waren es seine Augen, dies phosphoreszierende Leuchten — ich weiß nicht — jedenfalls ertrug ich die Gegenwart des Tieres nicht mehr, sie ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Ich lag nach im Bett und habe seit drei Tagen noch kein Auge zugeht.“

Immer sehe ich diese Augen, es ist zum Berdämmern! Holl rief die Feuerfackel auf und nahm den Schürhaken zur Hand. Die Feuerfackel hüllte den Heizer in flackerndes Licht, daß er aussah wie lebendes glühendes Eisen. „Hät' ich ihn damals lieber erlöst, statt ihn zu mir zu nehmen!“

„Bist du ja nun los!“ rief ich Holl zu, um ihn zu beruhigen, denn ich begann, seinen Zustand zu begreifen. Er schüttelte den Kopf und sah mich einen Augenblick lang an mit einer Hilflosigkeit, die mich erbarmte.

„Ich glaub' es nicht!“ sagte er dumpf und stieß das Eisen in die Feuerfackel, wie wenn er mit einem Drachen zu kämpfen hätte.

Draußen ging ein schwerer Wetter nieder. Die Dichter der fernen Stadt ertranken in diesem wolkenbruchartigen Guss. Ich verlangsamte die Fahrt. Wir waren bald am Ziel der großen Grube vor die wir den Abraum zu bringen hatten. Ein kleines Birkengebüsch war noch zu passieren. Schon tauchten die ersten weißen Stämme neben dem Gleis auf. Die Schienen tanzten sie hinter der Wasserwand und rannnen tranken auf die Maschine zu.

Plötzlich fuhr ein Schatten durch das Chaos der lichtgeblendeten Regenmacht, es war, als eile er in einiger Entfernung in großen Schritten vor dem Bild der Scheinwerfer her. Meine Hand rief den Regulator herum: „Bremsen!“

Dann hing Holl am Bremshebel. Die Maschine schrie. Die Wagen drückten polternd nach. Aber dann fand der Zug.

„Was ist los?“ fragte Holl mit bleichem Gesicht. Wir harrten vor auf die Schienen. Raum zehn Meter vor der Maschine, zwischen den Schienen, sah eine Rabe und mianie flüchtig, daß es selbst im Rauschen des Anwetters noch zu hören war.

„Der Rater!“ schrie Holl und tarrte zu röh.

„Ein trenes Tier!“ meinte ich, besser Raune und schickte mich an, den Führerhand zu verlassen, um die Rabe heranzuholen. Das aber war gar nicht nötig. Raum hatte ich die eiserne Tür aufgemacht, als die Rabe auch heraufsprang und ihr nasses Fell an Holls Bein rieb. Der Heizer stand wie gelähmt und rührte sich nicht. Erst nach einer Weile fand er die Sprache wieder und sagte, ohne das Tier anzusehen: „Rönt!“ ich dich doch in die Feuerfackel werfen, du Teufel!“

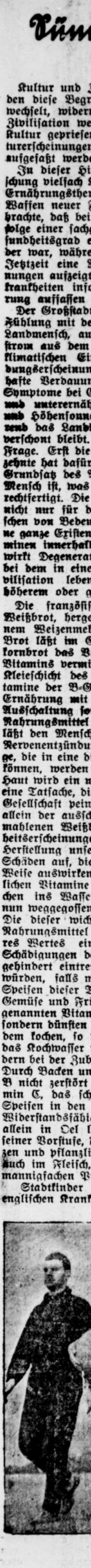
Nun blickte er mich an. Sein Körper zitterte: „Tiere sind nicht immer Tiere, nee, die Rabe, das ist der Teufel.“

Nun richtete sich Holls Blick nach dem Fenster. Wie gebannt hing seine Augen nach vorn. „Was ist denn das?“

„Ein rotes Licht!“ rief ich aus. „Es kommt näher!“

Ein Mann vom Abraum war es. Die rote Lampe in seiner Hand beschrieb unermüdlich ihre Kreise: „Nicht weiterfahren! Das Gleis ist unterbrochen!“

Holl und ich, wir sahen uns an. Dann hockte der Heizer in seiner Ecke am Bremshebel, und auf seinem Schoß sah die große, graue Rabe, schnurrte und leckte sich das nasse Fell — und bestie.



Vünden moderner Ernährung

Vitaminlücke für den Junggeburts

Kultur und Zivilisation, wie häufig werden diese Begriffe nicht mit einander verwechselt, widernatürliche Erscheinungen der Zivilisation werden als Fortschritte der Kultur gepriesen, während autochthone Kulturerscheinungen vielfach als Rückschritte aufgefaßt werden.

In dieser Hinsicht hat die moderne Forschung vielfach Klarheit geschaffen, indem die Ernährungstherapie, ausgerüstet mit den Waffen neuer Forschung, den Nachweis erbracht, daß bei den alten Kulturvölkern infolge einer sachgemäßen Ernährung der Gesundheitsgrad ein durchaus zufriedenstellender war, während die Ubergangszivilisation der Jetztzeit eine Reihe von Krankheitserscheinungen aufweist, die wir heute als Mangelkrankheiten infolge unangemessener Ernährung auffassen müssen.

Der Großstadtmensch, der entwurzelt keine Fühlung mit der Erde hat, ist mehr als der Landmensch, auf den ein kräftiger Lebensstrom aus dem Mutterboden übergeht, den klimatischen Einflüssen ausgesetzt. Ernährungsercheinungen im Frühling, mangelhafte Verdauung, erhöhter Blutdruck sind Symptome bei Erwachsenen, die Kinder, blaß und unterernährt, müssen durch Lebertran und Höfensonne aufgepeppt werden, während das Landkind von all diesen Risiken verschont bleibt. Woher kommt das, war die Frage. Erst die Forschung der letzten Jahrzehnte hat dafür eine Antwort gefunden: der Grundlag des Philosophen Hartmann, „der Mensch ist, was er isst“, wurde glänzend gerechtfertigt. Die Vitaminlehre zeigt, daß sie nicht nur für das Wohlbefinden des Menschen von Bedeutung ist, sondern, daß sie eine ganze Existenz bedeutet. Mangel an Vitaminen innerhalb der täglichen Nahrung bewirkt Degenerationsercheinungen, die sich bei dem in einem Zustand größter Ueberzivilisation lebenden Großstadtmenschen in höherem oder geringerem Grade zeigen.

Die französische Küche lehnt z. B. nur Weißbrot, hergestellt aus voll ausgemahlenem Weizenmehl; ein derart hergestelltes Brot läßt im Gegensatz zum dunklen Vollkornbrot das Vorhandensein eines jenseitigen Vitamins vermischen, vor allem die in der Kleinschicht des Weizens vorhandenen Vitamine der B-Gruppe. Eine ausschließliche Ernährung mit Weißbrot und gleichzeitiger Ausschaltung sonstiger Vitamine B haltiger Nahrungsmittel wie Gemüse, Früchte usw. läßt den Menschen zu gewissen Formen der Nervenentzündungen neigen; Hautausschläge, die in eine direkte Nervenentzündung ausarten können, werden ihm befallen, seine gesamte Haut wird ein unreines Aussehen gewinnen, eine Tassache, die namentlich den Damen der Gesellschaft peinlich sein dürfte. Aber nicht allein der ausschließliche Genuß voll ausgemahlener Weißbrotstücke ruft derartige Krankheitserscheinungen hervor, auch die Art der Herstellung unserer Speisen weist manche Schäden auf, die sich direkt in katastrophalen Reaktionen äußern können: die im Wasser löslichen Vitamine A und C gehen beim Kochen ins Wasser über, wird dieses Wasser nun weggegossen, so gehen sie eben verloren. Die dieser wichtigen Triebstoffe beraubten Nahrungsmittel haben den größten Teil ihres Wertes eingebüßt und vorerwähnte Schädigungen des Organismus können ungehindert eintreten, während sie ausbleiben würden, falls man bei der Herstellung der Speisen dieser Tatsache Rechnung trüge und Gemüse und Früchte, die sehr reich an oben genannten Vitaminen sind, nicht mehr kochen, sondern dünsten würde. Sollte man sie trotzdem kochen, so wäre darauf zu achten, daß das Kochwasser nicht weggegossen wird, sondern bei der Zubereitung Verwendung findet. Durch Baden und Braten wird das Vitamin A nicht zerstört im Gegensatz zu dem Vitamin C, das schon beim Warmhalten der Speisen in den meisten Fällen verschwindet. Widerstandsfähiger in dieser Hinsicht ist das allein in Öl lösliche Vitamin A, das in seiner Vorstufe, dem Carotin, in allen Pflanzen und pflanzlichen Produkten als Vitamin auch im Fleisch, in Fischen, sowie in ihren mannigfachen Produkten sich findet.

Stadtkinder zeigen vielfach Anlage der englischen Krankheit, der Rachitis, die in ei-

ner mangelhaften Ausbildung der Knochenstruktur besteht, oft eine Folge der Vererbung. Daneben bieten dumpfe Höfe und Gassen, in die nur selten ein Sonnenstrahl dringt, — im neuen Deutschland sind sie gottlob fast überall verschwunden — eine direkte Brutstätte solch rachitischer Kinder. Das mit der Nahrung ausgenommen, im Fett des Unterhautbindegewebes abgelagerte Ergosterin, vermag sich nicht in das den Kalkhaushalt des Körpers regelnde Vitamin D zu verwandeln, so muß dafür Triebstoff in bereits umgewandelter Gestalt als Lebertran den kleinen Patienten zugeführt werden. Daher kommt es, daß der Lebertrankonsum in der Stadt ein bedeutend höherer ist, als auf dem Lande, wo beim ständigen Aufenthalt im Freien das Sonnenlicht die Umwandlung des Ergosterins ins Vitamin D ermöglicht und damit den Kindern die natürlichen Abwehrmittel gegen Knochenverkrümmungen und ähnliche unangenehme Erscheinungen verleiht.

All diese Mängel, bedingt durch Nahrung und Aufenthaltsort, ließen sich beseitigen, wollte man die Ernährungsercheinungen der Wissenschaft der Allgemeinheit nutzbar machen.

Untersuchungen von Bornkamm v. Norden, Schittenhelm, Hubner und anderen haben gezeigt, daß Getreidekeimlinge einen durchaus großen Reichtum an den Mangelkrankheiten verbindenden Vitaminen aufweisen. Durch ein neuartiges Verfahren ist man in die Lage versetzt, Keimlinge beliebiger Getreidearten, wie auch von Gemüse bannen weniger Tage zu erzielen, die einen überaus großen Reichtum an Vitaminen aufweisen und infolge dessen als ein erstklassiges Vorbeugungsmittel bei Mangelkrankheiten anzusehen sind.

Klinische Versuche haben gezeigt, daß Patienten, die infolge eines Magenleidens ausschließlich mit breiiger Kost ernährt wurden, wohl am Magen gekündeten, gleichzeitig aber an skorbutischen Erscheinungen erkrankten. Die darauf einsetzende Ernährung mit Vitaminen C haltiger Stoffen, die des geschwächten Magens wegen in Gestalt von Auszügen

Die Rausch der Anaconda

Das tabuierende Abenteuer einer indischen Tänzerin

Sind Schlangen inslande, einen Menschen, der ihnen einmal ein Leid zufügt, wiederzuerkennen? Nein, werden viele, werden wohl die allermeisten fragen. Eine riesige Anaconda, Indiens gefährlichste Kriechschlange, hat unlängst diese Frage in entsetzlicher Weise beantwortet. Bemerkt zu werden verdient an dieser Stelle noch, daß ein ähnlicher Fall wie der nachstehend geschilderte sich vor einer Reihe von Jahren im heutigen Ankara zutrug.

Glühend heiß schied die Augustsonne des Jahres 1936 ihre Strahlen auf indisches Land hernieder an dem Tage, da Niels Thorsen, der schon seit Jahren in diesem geheimnisvollen Wunderland lebende Schlangenjäger, nur von drei Eingeborenen begleitet, ausgezogen ist, um einen ganz besonderen Fang zu machen. Er hat es sich absolut in den Kopf gesetzt, heute eine Anaconda zu fangen, und alle noch zu bringenden Vorstellungen über die Gefährlichkeit seines Abenteuers haben ihn von seinem Vorhaben nicht abzubringen vermocht. Ja, er weiß sehr wohl, welche großen Schwierigkeiten ihn erwarten, die mit dem Fange verbunden sind, selbst dann noch, wenn es ihm gelingt ist, die Schlange mit List zu fangen, mit einer List, die darin besteht, das Reptil durch eine reichliche Mahlzeit kampfunfähig zu machen, indem man sie zum Verspeisen von zwei Böden verlockt, die dem gefräßigen Reptil „schwer im Magen“ liegen.

Alles ist bisher glatt gegangen, genau wie Thorsen es sich gewünscht hat. Erichöft hat sich die Anaconda, nachdem sie ihre Opfer getötet und verschlungen hat, zusammengerollt, um auszuruhen. Doch eben derjenige schleichen die vier Männer näher. Der Augenblick des Zupadens ist gekommen. Da, — ein wütendes Jischen. In seiner ganzen Größe richtet sich das Tier, das die Jäger entdeckt hat, empor. Zwei Meter hoch, züngelt das Reptil vor Thorsen, der voll Geistesgegenwart mit Mißgeschick einem Eingeborenen den Knüttel entreißt und hageldicht die Schläge auf den wütend getriebenen Kopf des Reptils herniederprasselt. Fast acht Minuten währt der Kampf zwischen Mensch und Bestie, endlich aber verlassen das Tier die Kräfte, betäubt sinkt es zusammen



Fliegen — welche Lust!

Vorläufig allerdings bleibt es beim Steigensitzen der kleinen Flugmodelle, denen die Jugend bei ihrem Segeln im herbstlichen Wind begeistert und ein bißchen wehmütig nachschaut. (Dr. Submann-Bagenborg — M.)

aus Getreidekeimlingen gerichtet wurden, bewirkten eine baldige, vollkommene Genesung. Schwere Sekretionsstörungen, wie Verstopfungen des Speichels, des Magensaftes, der Galle infolge andauernder Appetitlosigkeit, Erscheinungen des Vitamin B Mangels, ließen sich durch Beifügung frischer Keime zur Nahrung binnen kurzem beseitigen.

So gewinnt man die Möglichkeit, dem am Vitaminmangel leidenden Großstädter zu jeder Zeit einen vollkommenen Ersatz zu schaffen, zumal man bereits dazu übergegangen ist, die Keimlinge zu trocknen und in Pulverform in Vertrieb zu bringen, von denen nach v. Norden 100 Gramm dem Nährwerte von 350 Gramm hochwertigem frischem Rindfleisch gleichkommen.

Dr. B. Johans.

Und sie übt auch eine furchtbare, eine grauenvolle, unheimliche Rache für die Schmerzen, die ihr zugefügt wurden. Sie rächt sich an der unglücklichen Tänzerin, die sie in ihrer Gewalt hat. Das rasende Tier zwingt den Körper der Frau in ihre eisernen Ringe, preßt ihr die Brust zusammen. Wieder ist es Thorsen, der seine Kaltblütigkeit nicht verliert, der mit beinahe übermenschlichen Kräften versucht, die Unglückliche zu retten. Mit gellender, befehlender Stimme schreit er nach einem Dolch. Und nun erhaschen beherzte Männer, während die Frauen unter Angstschreien fluchtartig die Vergnügungstätte verlassen, den Ernst der Situation und geben mit langen Messern dem Tier zu Leibe, während der Schlangenjäger mit dem ihm gereichten Dolch durch einen scharfen Stich dem Reptil den Kopf vom Rumpfe trennt. Aber noch im Todeskampf besitzt das Tier solch riesige Kraft, daß es dem von ihm umschlingenen Opfer sämtliche Knochen bricht. Die schöne Fatma ist tot.

Die unglückliche Tänzerin ist das Opfer einer Schlangennez geworden, die einen anderen vernichten wollte.

Einen Finger weniger, aber einen Fisch mehr

Wenn einem Angler unter normalen Umständen eine Forelle an den Haken geht, füllt sich seine Augen schon mit Tränen der Rührung vor Anglerglück. Aber die inerten Hochseangler sind verwöhnt. Sie besitzen freilich auch Einrichtungen für stärkere Kaffee. So ausgerüstet war auch Gilbert J. Easton ausgezogen. Ehe er sich verließ, spürte er, daß ihm ein Schwertfisch an den Angelhaken gegangen war, der sich leben lassen konnte: ein Fische von — wie sich nachher ergab — 600 Pfund Gewicht, ein Kerl von besonderer Schönheit. Eastons Herz jubelte. Aber noch mußte der Fisch geborgen werden. Nun sind Schwertfische eifrige Kämpfer um ihr Leben. Eine Stunde, zwei Stunden zog sich der Kampf bereits hin. Da machte der Fisch einen Satz. Schneller als es voranzusehen war, schlug die Schnur eine Schleife — und legte sich um den linken Finger des Mr. Easton. Als der Fisch einen Augenblick später wieder einmal ruckte, schnitt die Schnur den Finger ab. Danach wurde der Fisch auf einmal zahm und gab auf. Easton brachte ihn heim, aber hatte einen Finger weniger als zuvor.

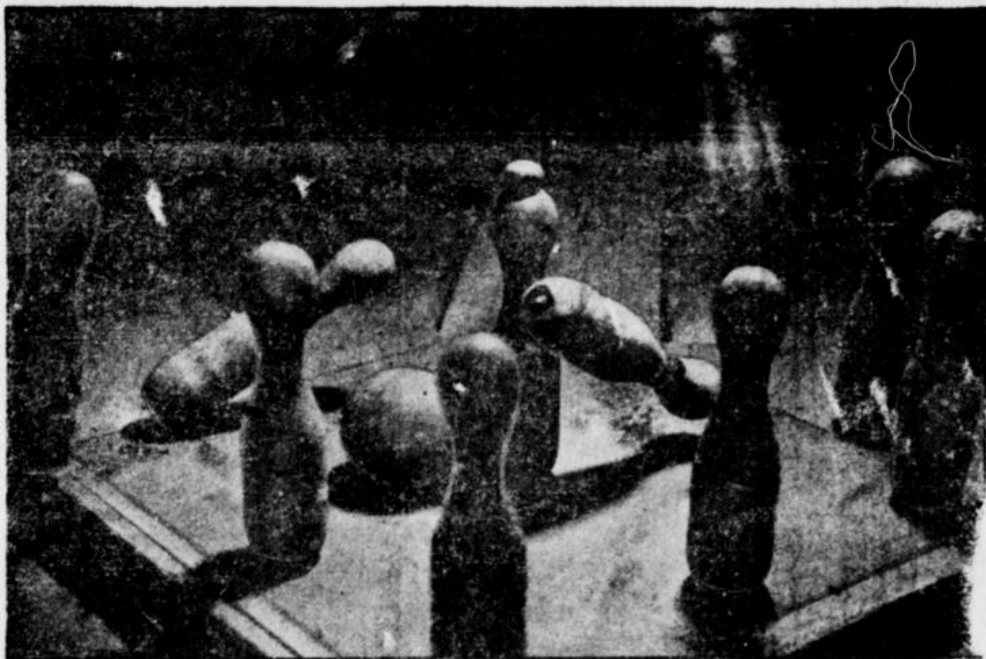
Wer will einen Löwen kaufen?

Der Löwenbestand im Rigaer Zoologischen Garten hat sich so vergrößert, daß die Leitung sich zu dem Entschluß genötigt sieht, einige Tiere zu verkaufen. Erwachsene Löwen kosten 500 Lat (etwa 250 RM.), und für ein sieben Wochen altes Löwenkind werden 300 Lat gefordert. Auch kleine Bälgebären, Frettchen und namhafte Katzen sind angeboten worden. Es ist möglich, daß die Zoologischen Gärten von Kiew und Kowno die Tiere abnehmen.



Mit dem Medizinball zur Übung

(Weltbild — M.)



Wird es eine Neun?

Regeln vom Ziel aus gesehen. Die Kugel schlägt ein, mit aller Wucht werden die Regel von ihm umgeworfen. Wird es eine Neun? Das ist die Frage des Reglers, dem es in einiger Entfernung nicht möglich ist, den Lauf der Kugel so zu verfolgen, wie ihn hier dieses aufschlußreiche Bild wiedergibt. (Schröder — M.)

Ein kühner Diktator

Bangsha-Männer, wie sie waren

Schon blicken die Gefandten vor sich — „Wir Wilde sind doch bessere Menschen...“

Der Wiener Völkerkundler Dr. Christoph von Fürer-Haimendorf wollte im Jahre 1937 bei den Nagas in den noch unerforschten Bergen zwischen Assam und Birma im Nordosten Indiens. Er gewann ihr volles Vertrauen, teilte Not und Sorge mit ihnen, ja er war auf ihren Felsen ein gern gesehener Gast, war ihr Ratgeber, Helfer und Freund. Auch an einem Kriegszug gegen die Kopfgänger nahm er teil. Die wilden Krieger des hart besetzten Nagadorfes Bangsha hatten andere Dörfer überfallen und vielen Bewohnern, Männern, Greisen, Frauen und Kindern die Köpfe abgeschlagen, andere in die Klaviere verpackt. Mit dem Diktator Fürer-Haimendorf unternahm der Wiener Ethnologe einen Strafzug gegen die Bangsha-Männer. Nach blutigem Kampf, dessen Ausgang durchaus offen stand, wurde der Ort erobert, geplündert und verbrannt. Schauerliche Funde wurden gemacht, zitternde Sklaven befreit. An manchen Hängen hingen Haarbündel ermordeter oder erobelter Frauen. — Zeichen der Mordlust ihrer Besitzer. Die Schilderung dieses Krieges in den Grenzbergen zwischen Assam und Birma stempelt das Buch von Dr. von Fürer-Haimendorf, das unter dem Titel „Die nackten Nagas“ bei F. A. Brockhaus erschien, zu einem einzigartigen Kulturzeugnis. Es beweist eindeutig, daß auch in unserer Zeit noch Menschen gelebt werden und bringt eine lebendige Schilderung der Sitten und Gebräuche dieser untererweltlichen Kultur zu fernsten Völkern. Hören wir, was der weitgereiste Verfasser vom „Friedensschluß mit den Kopfgängern“ erzählt.

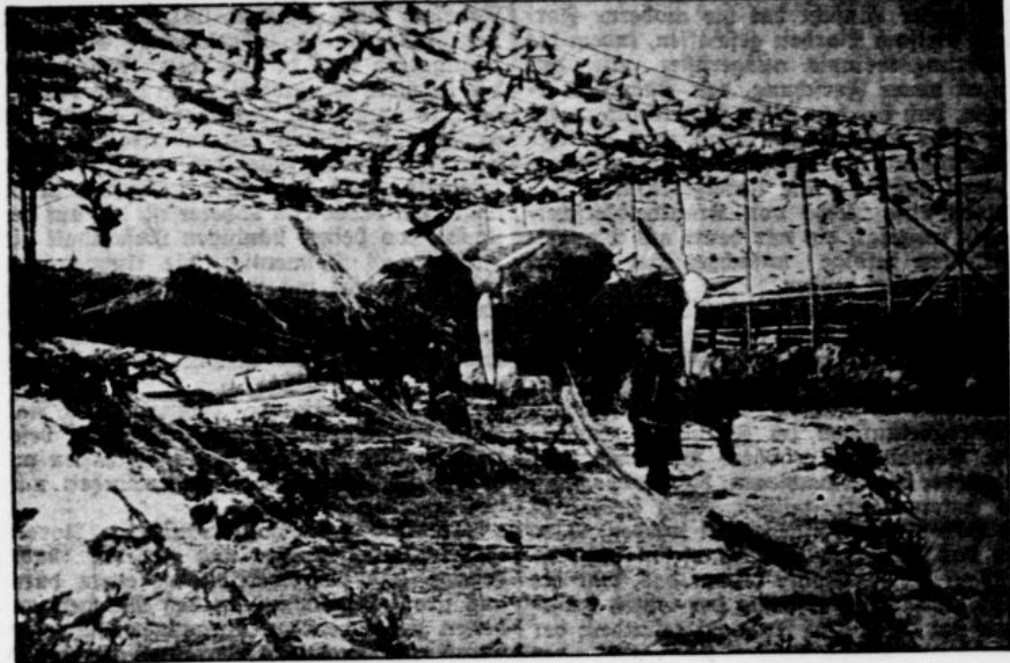
„Wieder nach Chinamei zurückgekehrt, genießen wir den Luxus unseres geräumigen Lagers, ausgiebigen Schlafes und gedachter Mahlzeiten. Von Nagas haben wir als Waise für die Wiedergabe des Kindes einen Wirt erhalten, und während die Sklaven sich an dem Fleisch seiner Lebewesen delikatesse, schmecken wir in Wirtshauskochen. Es ist eine der Wohlgepriesenen, die in zwanzigjähriger Erfahrung wohl gelernt hat, was in den Nagas-Bergen gut zu essen ist. Ich muß gestehen, daß das fette Fleisch an den Schwanzwirbeln dieser riesigen Tiere besser ist als jeder Ochsenknochen.“

Der Nagas wird in unserer Mitte nicht, muß glauben, zu einer Trinität zu kommen, so viele halbe oder dreiviertel leere Flaschen stehen vor uns. Tatsächlich halten wir aber mit unserem Whisky und kostbaren Gin und Wirt sehr sorgsam haus. Doch auf Touren in Indien ist es Sitte, daß jeder sich seine Getränke selbst mitbringt. Wenn wir am Abend zusammenkommen, so stellen unsere Boys eine ganze Batterie von Flaschen auf den Tisch. Leider sind sie schon recht leer; die vielen eifigen Abende haben uns allzuoft nach einem warmen Schluck verlangen lassen. — Auch die Kulis genießen die wohlverdiente Rast, und es ist ungewöhnlich ruhig im Lager. Doch plötzlich stürzt ein Döbatsi in die Hütte: „Sahib, Bangsha-Männer sind vor dem Tor!“ — Wir springen alle auf. Es sind nicht etwa Bangsha-Krieger, die das Lager stürmen wollen, sondern die Unterhändler, denen Mills freies Geleit zugesagt hat. Sie sind begleitet von Leuten aus Bonho und aus dem Dorf Tsawleu.

Das Tor wird geöffnet und ein Mann nach dem anderen eingelassen. Döbatsis nehmen ihnen zur Vorsicht ihre Daos ab. Rakhu und Mathe werden gerufen, um als Dolmetscher tätig zu sein. — In der Messe empfängt Mills die Unterhändler. Ich fühle mein Herz bis zum Hals hinauf schlagen. Dieses Zusammentreffen mit Männern, die zwei Tage vorher mit gezückten Speeren auf uns losgestürzt waren, hat etwas Fierlichkeit an sich. Die Spannung, die sich meiner bemächtigt, ist fast beklemmend.

Acht Männer hocken nun in einem Halbkreis vor uns am Boden. Nur drei sind Bangsha-Leute, die anderen stammen aus Bonho und Tsawleu. Es zeugt von ihrem Mut, daß sie sich ohne Notwendigkeit in die Gewalt unbemittelter und übermächtiger Fremder begeben. Finster und noch ein wenig scheu blicken die Gefandten Bangshas vor sich hin. Einer von ihnen ist Mungien, der berühmteste Krieger von Bangsha und Führer einer der drei Kbeis. Schon von den Nagas-Leuten hörten wir, daß er mit Sanguin, der den Überfall auf Sacku führte, einen

Wettstreit im Erbeuten von Köpfen hatte und mit der stolzen Zahl von vierzehn Trophäen seinem Gegner um einen Kopf voraus war. Nun ist Sanguin bei dem Angriff auf uns gefallen, und Mungien ist unbeschritten der erste Krieger seines Dorfes. Er war es auch, der an dem Tag, bevor wir Bangsha verbrannten, mit uns verhandelte. — Seine Rede ist flug und würdig. Er versucht weder Verteidigung noch Anklage. Das geschieden sei, sei gechehen; wir hätten ihr Dorf zerstört und einige ihrer Männer getötet, und ebenso hätten sie getötet, uns umzubringen. Doch nun wünschen sie, Frieden zu schließen, und seien darum dem Ruf von Mills gefolgt. Mills antwortet, dies sei auch sein Wunsch. Er trage ihnen seinen Groll nach, doch müsse Bangsha versprechen, an keinem der Dörfer, die uns geholfen haben, Rache zu nehmen. Auch sollten sie in Zukunft kleinere Dörfer in Frieden lassen. Vor allem fordere er die Freigabe des Sklavenmädchens. — Da liegt noch eine Schwierigkeit. Die Bangsha-Männer versichern, daß das Kind — durch Vermittlung Tsawleus — wirklich über den Passat verkauft sei, doch wüßten sie das Dorf, in dem es sich befinde. Der Handel muß erst knapp vor unserem Kommen und in Eile abgeschlossen worden sein, denn Mungien befragt sich, daß ihr Kunde ihnen noch immer den Kaufpreis schulde! Umso leichter erscheint es das Kind dem säumigen Käufer wieder abzunehmen. Mungien verspricht, uns die kleine Sklavin so bald als möglich zu überbringen. — Damit sind alle Voraussetzungen für einen Friedensschluß erfüllt. Feierlich fragt Mills Mungien noch einmal, ob er zustimme, daß sein Blut zwischen ihnen sein solle. Dann hockt er sich neben Mungien nieder und trinkt Rum aus einem Becher, wobei er Mungiens Hand berührt. Darauf reicht er Mungien den Trunk, der zuerst ein kleines Stück Ingwer hineintaucht und wegwirft und dann den Becher leert. Derselbe Zeremonie wird mit den beiden anderen Unterhändlern wiederholt. — Bald ist von den Bangsha-Männern alle Scheu gewichen, und sie sprechen ganz unbefangen über die Einzelheiten des Kampfes. Mungien erzählt, daß bei dem Angriff auf uns, den er in der



Flugzeug in Fliegerbedeckung

Mit den einfachsten Mitteln wird eine vollkommene Tarnung der Maschinen nach oben erreicht. (Weltbild — M.)

ersten Reihe anführte, vier Kugeln barockhaft an ihm vorbeigewirft seien. Er sei aber unverletzt geblieben, weil Mills ihn bei der ersten Unterredung als „Bambu“, als unverletzlichen Gefandten bezeichnet habe, der nicht getötet werden könne. Die Götter hätten dieses Wort gehört, und darum sei er am Leben geblieben. Seine Begleiter lächeln bei dieser Erzählung ganz vergnügt und scheinen sich bei ihren Feinden von weitem gar nicht unwohl zu fühlen. Sie erzählen von ihren Verlusten bei dem Kampf, den sie offenbar als eine ehrliche Angelegenheit betrachten, wegen der sich aufrechte Männer keine Vorwürfe zu machen brauchen. — Unwillkürlich denke ich mir, daß wir von Wilden mit so großzügiger Gesinnung wohl einiges lernen können. Es wäre schade gewesen,

wenn ein Mann von der Offenheit Mungiens einer Kugel zum Opfer gefallen wäre. Bisher habe ich Bangsha nur im schwärzesten Licht gesehen, doch nun glaube ich, daß ich mich mit den Männern ebenso anfreunden könnte, wie mit meinem Kompaß. Ein Glück für die Bangsha-Männer, daß sie uns nicht erwischten, — sonst hätte ich ihren Scharm nie kennen gelernt!

Das Mädchen mit den drei Müttern

Dieser Tage vermählte sich in Sarazdin in Jugoslawien eine Gymnasialin mit einem jungen Offizier. Der Brautjungfer der schönen Doroteja wohnten drei Frauen bei, die alle von Doroteja Mutter genannt werden. Und tatsächlich haben alle drei Mutterrechte an ihr, zwei sogar gesetzlich begründete.

Als Doroteja einige Jahre alt war, zog ihre Mutter, Frau Jda, nach Wien. Vor der Abreise übergab sie das Kind einer Verwandten, die es so lieb gewann, daß sie es wie ihr eigenes Kind aufzog. Die kleine Doroteja schloß sich eng an die Ziehmutter an und vermählte die wahre Mutter nicht. Die Jahre vergingen, und als Frau Jda nach Sarazdin zurückkehrte, war sie ihrem Töchterchen eine Fremde geworden. Doroteja weigerte sich hartnäckig, zu ihr zu ziehen, und blieb bei der Ziehmutter, die ihre ganze kindliche Liebe befaß. Die Mutter mußte sich endlich damit abfinden und sich damit begnügen, die Tochter von Zeit zu Zeit zu sehen. Vor einigen Monaten verliebte sich Doroteja die bereits in die siebente Klasse des Gymnasiums ging, in einen jungen Offizier. Weder die Mutter noch die Ziehmutter hatten etwas gegen eine Eheschließung einzuwenden, wohl aber fehlte es am nötigen Geld, um die Kaution erlegen zu können. Das verliebte Mädchen war schon ganz verzweifelt, da fand sich plötzlich ein Ausweg. Eine alte Dame, die Doroteja sehr lieb gewonnen hatte, erbot sich, den jungen Leuten den notwendigen Betrag zu geben, stellte aber die Bedingung, daß Doroteja ihre Adoptivtochter werde. Nach langer Überlegung erklärten sich Mutter und Ziehmutter damit einverstanden, und vor kurzem wurde die Adoption, die Doroteja den Weg zum Traualtar ermöglichte, in aller Form vollzogen. Als dann der Trauungstag kam, standen drei Mütter in der Kirche und wuschten sich die Freudentränen aus den Augen, als sie das glückseligste Paar die Altarstufen hinabsteigen sahen. Und der tapferste junge Offizier verzog keine Miene, als er den drei Schwiegermüttern den Sobneskuss auf die Wangen drückte.

„Drei Lilien, Soldat an, um lauter Stimme reden. Auf ein noch!“ — „Auch Vorbeigleite an der Offizierin reden.“ — Sie erörtern die strittigen Punkte und eingebrachten und gebrauchte, wie der es war ja noch. — Allmählich verflatterte und flatterte die junge Kriegerin zwischen den beiden Wachen. — Die Trauung wurde die erste einmal hatte: Eine Braut, die beabsichtigte Hof werden und die meisten der Zug donnerbrüche fuhr. — Gähne aus den und armeten und Luft ein. Ein D.

Für die lachenden Erben gebettelt

Von Zeit zu Zeit werden immer wieder Fälle bekannt, daß man im Nachlaß verstorbenen Armer stattliche Schätze findet. Diese totenischen Alten sind die bedauernswerten Opfer einer krankhaften Hamsterlust. Die meist in eine unaussprechliche Manie ausartet. Ohne es nötig zu haben, fallen sie nicht nur sich selbst, sondern auch anderen zur Last. Jetzt wird wieder ein solcher Fall aus Ungarn bekannt. In Risikolz wurde kürzlich eine im Pfortungsbau gestorbene 79jährige Bettlerin namens Karoline Kaffer beigelegt. Die Vermögensverwaltung entdeckte in ihrem Wohnzimmer unter dem Strohlager ein Sparfassenbuch über 2300 Pengö und auf dem Boden einer Kiste mit Gerümpel 2½ Kgr. Gold, an die tausend Silberpengö sowie wertvolle Brillantringe.

Im Trienter St. Clara-Krankenhaus fand man in den Hinterlassenschaften einer alten Bettlerin Charlotte Ueg, die die letzten Tage ihres Lebens in elendlichen Verhältnissen verbracht hatte, einen Koffer der 35000 Lire in Münzen enthält, fast ausschließlich Kleingeld, mit dem ihr wohlthätige Spender das Leben erleichtern wollten. Während das Vermögen der ungarischen Bettlerin, die Verwandte nicht hinterließ und auch eine leistungsfähige Verfügung nicht aufgesetzt hatte, der Stadt zugute kam, konnte das hier aufgefunden Geld den gleichfalls mittellosen Angehörigen der Bettlerin zugeschrieben werden, die über den Reichtum ihrer „armen“ Verwandten nicht wenig erstaunt waren.



John Bull, der Beherrscher des Meeres

Karikatur auf die jüdische Welt Herrschaft von einem unbekannten Zeichner um die Jahrhundertwende. Treffend wird hier gekennzeichnet, wie es in Wirklichkeit um Britannien bestellt ist. (Weltbild — M.)



Ein großer Schlag der deutschen Luftwaffe

Im Rahmen der Ausflugsflüge der Luftwaffe in der Nordsee wurden am 29. und 30. Jan. feindliche Geleitzüge bewaffneter Handelsdampfer und Vorpöstenboote angegriffen und trotz hartnäckigen Abwehrkampfes und trotz Einsetzens von Jagdverbänden vierzehn feindliche bewaffnete Handelsdampfer und vier Vorpöstenboote vernichtet. Außerdem wurde ein feindlicher Jäger abgeschossen. (Weltbild — M.)



Meidehund im Einsatz

„Boli“ hört auf die Worte des Geleitzvorsitzens. Gleich wird er mit einer Meldung zum Kompaniegefechtsstand zurückgerufen. (M. — Kropf-Weltbild — M.)

Don der K...

...den Ang...
...Abchied zu...
...kommandiert...
...ihren Frauen...
...tern, Bräuten...
...auch die Herzen...
...mühten sich...
...die Tränen ge...
...gebrauchten...

Willy Steff...
...ter, die kalt u...
...ruhte. Sie hat...
...laum zwanzig...
...Kriegsereignis...
...sah man es il...
...brauchen muß...
...nachzugeben...
...vor einer kurz...
...Ratsschläge geg...
...fuge Nachrichten...
...ten die Soldaten...
...Umarung:

„Leb“ wohl...
...Spreußen lo...
...du das Dorf...
...Willy Steff...
...erschalteten die...
...Bordermann g...
...den. Singen d...
...den Bahnhof...
...der Zurückgebl...
...nen es aber in...
...der Heimat, in...
...Biebersehn!“

Als der Trau...
...der Nacht in...
...Soldaten, beson...
...nungsschmerz...
...ren Tornister...
...Koppel ab. Sch...
...Man unterließ...
...am meisten nat...
...nach Osten oder...

„Mar Menje...
...Donati, Wilh...
...zusammen als...
...war. „Natürlich...
...aus den Augen...
...man nur schließ...
...kommen.“

„Bald werde...
...der Westfäl...
...ster hinaus. Au...
...wird von Schie...
...eine Signallam...
...die Richtung ni...

„Drei Lilien...
...Soldat an, un...
...lauter Stimme...
...reden. Auf ein...
...noch!“ — „A...
...im Vorbeigleite...
...ner an der Offi...
...regert reden...
...Sie erörtern...
...strittigen Punkte...
...und eingebrach...
...delt und gebrau...
...achte, wie der...
...es war ja noch...

„Allmählich v...
...attera und R...
...jungen Krieger...
...zu jenen die A...
...zwischen Wache...
...ne Trauungslan...
...die er einmal...
...hatte: Eine Bra...
...beabsichtigte H...
...werden und A...

Die meisten...
...der Zug donne...
...brüche fuhr. G...
...Schnee aus den...
...und armeten...
...Luft ein. Ein D...

„Für die lach...
...gebettelt

Von Zeit zu...
...Fälle bekannt...
...Armer stattlic...
...Diese totenis...
...Alten sind die...
...Opfer einer k...
...krankhaften H...
...amsterlust. D...
...die meist in...
...unaussprechl...
...Manie ausartet...
...Ohne es nötig...
...zu haben, fall...
...en sie nicht n...
...ur sich selbst...
...sondern auch...
...anderen zur L...
...ast. Jetzt wird...
...wieder ein sol...
...cher Fall aus...
...Ungarn bekannt...
...In Risikolz w...
...urde kürzlich...
...eine im Pfort...
...ungsbau gest...
...orbene 79jäh...
...rige Bettlerin...
...namens Karol...
...ine Kaffer be...
...gelegt. Die V...
...ermögensverw...
...altung entdeck...
...te in ihrem W...
...ohnzimmer u...
...nter dem Stro...
...hlager ein Sp...
...arfassenbuch...
...über 2300 Pen...
...gö und auf de...
...m Boden eine...
...r Kiste mit G...
...erümpel 2½...
...Kgr. Gold, an...
...die tausend...
...Silberpengö...
...sowie wertvol...
...le Brillantringe...
...Im Trienter...
...St. Clara-Kr...
...ankenhaus f...
...and man in d...
...en Hinterlass...
...enschaften...
...einer alten...
...Bettlerin Cha...
...lotte Ueg, d...
...ie die letzte...
...n Tage ihres...
...Lebens in e...
...lendlichen V...
...erhältnissen...
...verbracht ha...
...tte, einen Ko...
...ffer der 3500...
...Lire in Mün...
...zen enthält...
...fast ausschli...
...ßlich Klein...
...geld, mit de...
...m ihr wohlth...
...ätige Spender...
...das Leben...
...erleichtern...
...wollten. W...
...ährend das...
...Vermögen d...
...er ungarisch...
...en Bettlerin...
...die Verwan...
...dte nicht h...
...interließ u...
...auch eine l...
...istungsfähig...
...e Verfügung...
...nicht aufge...
...setzt hatte...
...der Stadt z...
...ugute kam...
...konnte das...
...hier aufgefu...
...ndene Geld...
...den gleichfa...
...lls mittellos...
...en Angehörig...
...en der Bettl...
...erin zugesch...
...rieben werden...
...die über d...
...en Reichtum...
...ihrer „armen...
...Verwandten...
...nicht wenig...
...erstaunt wa...
...ren.

Mittagsessen...
...an T...
...nahme von...
...einen...
...man sich h...
...hört in...
...dem Feind...

Die Fahrt nach Osten

Eine Kriegserinnerung

Von Franz Heinrich Schöhl

Von der Kaserne bis zum Militärbahnhof waren die Angehörigen der ins Feld ziehenden Soldaten mitmarschiert. Jetzt gibt es Abschied zu nehmen. Es wurde „Rühren“ kommandiert, und die Feldgrauen traten zu ihren Frauen und Kindern, den Vätern, Müttern, Bräuten. Wenn der Trennungsschmerz auch die Herzen erzittern ließ — fast alle bemühten sich, handhaft zu sein, sie drängten die Tränen gewaltsam zurück, lächelten und gebrauchten zuversichtliche Worte.

Willi Steffin hielt die Hand seiner Mutter, die kalt und wie leblos in der seinen ruhte. Sie hatte freudig zugestimmt, als ihr kaum zwanzigjähriger Einziger sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte. Aber nun sah man es ihr an, daß sie alle Kraft gebrauchen mußte, um ihrem Schmerz nicht nachzugeben. Als gelte es nur den Abschied vor einer kurzen Reise, wurden die üblichen Ratsschläge gegeben und die Bitten um häufige Nachrichten wiederholt. Doch schon mußten die Soldaten wieder antreten. Eine letzte Umarmung:

„Leb' wohl, Willi — und wenn ihr nach Ostpreußen kommen solltet: vielleicht seht ihr das Dorf, in dem ich geboren bin...“

Willi Steffin nickte seiner Mutter zu, dann ergriffen die Kommandos, es mußte auf den Vordermann gehen und Tritts gefast werden. Singend marschierten die Soldaten auf den Bahnhof. Bald waren sie den Blicken der Zurückgebliebenen entschwunden, zu denen es aber immer noch herüberlängte: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen!“

Als der Transportzug sich bei einbrechender Nacht in Bewegung setzte, hatten die Soldaten, besonders die jungen, den Trennungsschmerz abgeschüttelt. Sie nahmen ihren Tornister herunter und schaukelten das Koppel ab. Scherzreden flogen hin und her. Man unterhielt sich über dieses und jenes, am meisten natürlich über die Frage, ob es nach Osten oder nach Westen ging.

„Aber Wenig! Osten!“ behauptete Ulrich Donati, Willi Steffins Freund, der mit ihm zusammen als Kriegsfreiwilliger eingetreten war. „Natürlich darf keiner was sagen, aber aus den Andeutungen des Leutnants kann man nur schließen, daß wir an die Ostfront kommen.“

„Bald werden wir's ja merken“, meinte der Weisfale Möllenhoff und blickte zum Fenster hinaus. Aus dem Dunkel tauchte ein Gewirr von Schienensträngen auf, hier und da eine Signallampe matt erleuchtet. Noch war die Richtung nicht zu erkennen.

„Drei Lilien, drei Lilien...“ summte ein Soldat an, und die Kameraden stiegen mit lauter Stimme ein. Ein Lied folgte dem anderen. Auf einmal rief einer: „Wir fahren nach Osten!“ Alle blickten hinaus und sahen im Vorbeigleiten das Bahnhofsgelände einer an der Ostbahn gelegenen Station. Aufgeregt redeten die Soldaten durcheinander. Die erörterten die Lage auf dem östlichen Kriegsschauplatz, wo die Russen in deutsches Land eingebrochen waren, geraubt, geplündert und gebrannt hatten. Aber niemand wußte, wie der Krieg wirklich aussah, denn es war ja noch keiner draußen gewesen.

Allmählich verstummten die Gespräche. Das Fattern und Rütteln des Zuges wiegte die jungen Krieger in Schlaf. Auch Willi Steffin schloß die Augen zu und auf der Grenze zwischen Wachen und Schlafen sah er wie eine Traumlandschaft die Heimat seiner Mutter: da er einmal als fünfjähriges Kind besucht hatte: eine Wassermühle, den mit Federweid bewachsenen Hof und weite, grüne Wiesen mit Herden und Kühen.

Die meisten Soldaten erwachten erst, als der Zug donnernd über die breite Weichselbrücke fuhr. Gähnend rieben sie sich den Schlaf aus den Augen, öffneten die Fenster und amatsen die frische, duftende Morgenluft ein. Ein Weichen später betrachteten sie

hannend die gewaltig aufragende Marienburg. Dann gab es heißen Kaffee, Zigaretten und andere Liebesgaben. Und überall zeigten sich junge Mädchen, denen man winken und Scherzworte zursprechen konnte. Gegen Mittag traf der Zug in Königsberg ein. Die Feldgrauen verließen die Wagen und nahmen das Essen in Empfang. Es schmeckte großartig. Die Sonne schien warm vom Himmel, und die Zukunft lag, wenn auch etwas ungewiß, so doch abenteuerlich und abwechslungsreich vor den Soldaten. Warum sollten sie nicht lustig sein? Lärm und Gelächter erfüllten den Bahnsteig.

Langsam fuhr ein Zug auf dem benachbarten Gleise ein. Neugierig blickten die Soldaten hinüber. Die Wagentüren öffneten sich. Würden ein paar hübsche ostpreussische Mädchen aussteigen? Aber plötzlich verstummte alles Lachen, alles Reden und Scherzen und Totenstille lag über dem Bahnhof. Ein Zug des Unglücks war angekommen: Alte Männer, alte Frauen kletterten mühsam heraus, Mütter mit weinenden Kindern versammelten sich um ein paar Kofferstücke — Bündel, Kartons, Körbe, in denen Hüner gackerten. Ein zehnjähriges Mädchen hielt eine graue Kasse an sich gepreßt, und ein etwas älterer Junge trug sogar unter jedem Arm ein Kessel. Vielleicht hätte der eine oder andere Soldat sonst gelacht, aber sie starrten immer nur auf die Gesichter der Menschen. Welchen abgrundtiefen Kummer, welche Trostlosigkeit und Verzweiflung drückten sie aus. Flüchtlinge waren es, Ostpreußen, die der Rufe von Haus und Hof vertrieben hatte. Willi Steffin war es, als hörte er seine Mutter wieder sprechen: „Bleibst du nicht bei uns, in dem ich geboren bin.“ Plötzlich entsann er sich, daß die Tante in Mendenau — der Onkel und die älteren Vettern waren eingezogen — vor kurzem noch einen sehr sorgenvollen Brief geschrie-

Die Blätter

Von Wilhelm Flieg

Nach war der Herbsttag; Sturm heute durch die Stadt. Er riß die Blätter von den Bäumen und legte sie wirbelnd vor sich her.

Es ging gegen Abend, und es trieb mich noch hinaus. Ich streifte durch Straßen, die ich seit vielen Jahren nicht mehr gegangen war. Ohne daß ich's wollte, fand ich mich in der Vorstadt wieder, wo ich als Kind gespielt.

War das der alte Kaufmannsladen nicht, in dem der kleine Junge einst Blodzuder und Latzripen kaufte, wenn er einen Groschen in der Tasche hatte?

Wie lange ist das her! Als läge es weit — jenseits, in einem anderen Leben...

Fremd bin ich hier geworden; mich kennt kein Mensch. So ist's auch gut. Einmal im Blätterfall träume ich meinen Weg, vorbei an Menschen, die mich nicht beachten. Es raschelt von Kastanienblättern zu meinen Füßen.

Dort steht ein Junge im Kinnstein Laub zuhause. So tat ich auch einst, wenn's zum Winter ging. Wir hatten Kaninchen, mein toter Bruder und ich.

So sah er aus — der Bruder — wie der. Muß mit dem Jungen doch mal schnaden

„Na, Jung“, sage ich, „best Kaninchen (Kaninchen)?“

Er sieht mich groß an, sagt kein Wort. Denkt wohl, was geht dem fremden Kerl das an.

Ich bleibe stehen, kann nicht weg.

„Schau! Ist den Sad upholn?“ frage ich.

„Da laßt er. Ael!“ Das ist ihm doch zu dumm. „Ael, nee!“ Was es doch für Verdrüßte gibt, denkt er gewiß; man sieht's ihm an. Ganz leise lacht er vor sich hin.

Ich fasse aber doch den Sad. „Na Kopp man in; to twee geit' betet.“

Erst will er mir den Sad wegreißen. Dann aber befindet er sich und zögert. „Dat mag it nich“, sagt er verächtlich.

„Ach wat; man los.“

Wir stoßen beide Blätter in den Sad. Was sollte ich das nicht können. Nicht lange, und der Sad ist voll; wir nehmen den zweiten her. So eifrig sind wir bei der Arbeit, daß wir fast mit den Köpfen aneinander stoßen.

— Beg ist die Zeit! — Behebt der Tag! — Ich bin wieder Kind und hole Kastanienblätter für unsere Kaninchen mit meinem Bruder.

Der Junge lacht mich an.

„Wenn düst Sad voll is“, sagt er, „best wi noog.“

„Wi!“ Er zählt mich schon mit.

„Dat is för mien Kaninchen“, sagt er.

Das weiß ich doch — natürlich für die Kaninchen. Es ist genau wie einst bei mir.

Es dauert nicht lange, und auch der zweite Sad ist voll, fest eingestopft, mit Füßen heruntergetreten, wie es sich gehört. Wir haben

den hatte. Schnell ging er zu den Flüchtlingen hinüber. Ja, auch aus dem Kreise, in dem Mendenau liegt, waren Leute dabei. Aufgeregt fragte er sich weiter durch.

„Mendenau?“ Ein alter Mann blickte Willi prüfend an. „Ja, dort drüben liegen sie. Die Frau Böttcher? Aber ja, die ist auch dabei.“

Willi Steffin stand vor einer Bäuerin, die auf einem Bündel hockte, den Kopf auf die Hände gestützt. Zwei kleine Mädchen und ein Knabe standen mit verängstigter Miene neben ihr. Das mußte sie sein, die Nechlichkeit mit seiner Mutter war unerkennbar.

„Tante Marie!“ grüßte Willi und trat näher, von den Kindern mit großen Augen angefaßt, „ich bin Willi, Willi Steffin!“

Die Frau hob langsam den Kopf und sah den jungen Soldaten verständnislos an. Erst allmählich belebten sich ihre erstarrten Züge, ihre Augen weiteten sich vor Erstaunen, und dann glitt der Anflug eines Lächelns über ihr Gesicht. Sie erhob sich schwerfällig.

„Willi? Wasas Junge?“ Sie schüttelte verwundert den Kopf. Plötzlich strich sie dem Feldgrauen zaghaft über die frischen Wangen. „Ja, du bist es, mein Junge!“ Nein, wie siehst du meinem Schwesterchen ähnlich... Sie schlug die Hände vors Gesicht, und ein Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper. Als packte sie ihr ganzes Glend auf neue an, begannen auch die drei Kinder zu weinen.

Der Kriegsfreiwillige legte seine Arme um die Kinder. Er brachte vor Erschütterung kein Wort hervor. Da schmetterte ein Trompetensignal über den Bahnhof.

„Ich muß fort, Tante“, sagte Willi, „wir müssen antreten.“ Als wäre es seine Mutter, schloß er die Bäuerin in seine Arme und küßte sie. In aller Eile drückte er den Kindern die Hände.

„Habt nur Mut“, rief er, „wir werden die Russen bald wieder hinausgeschmissen haben!“ Dann lief er zu seinen Kameraden hinüber, mit denen er einen Augenblick später, ernst und kampfesfroh wie sie, in Reih und Glied stand.



„Sank im Gluck“

man immer wieder auf Friedhöfe, die sich in einem Zustand trostloser Verwahrlosung befinden. Das kann aber nur den Erlöschen der Lehren des Korans nicht tun. Denn danach sollen die Gräber nicht gepflegt werden. Es gehört gewissermaßen zu den Pflichten des strenggläubigen Muselmanen, sich nicht mehr um die letzte Ruhestätte seiner Lieben zu kümmern. In der Türkei aber setzt sich die selbstverständliche Achtung vor dem Tode durch. Und dementsprechend sieht man jetzt auch auf eine vernünftige Pflege der Gräber.

Der Rokos-Prinzer hält auch Kugeln aus

Allen Ernstes beginnt man sich für eine Flechtart zu interessieren, die von den Eingeborenen der Gilbert-Insel angewandt wird, um Panzer als Brustschutz für die Krieger herzustellen. Diese Flechtung ist derart fest unter Verwendung von Kokosfasern, daß weder Schwertschläge, noch Gewehrfeuer die Fasern zu durchschlagen vermögen, — es sei denn, daß der Lauf direkt auf den Panzer aufgesetzt wird. Von spekulativer Seite wurde daraufhin angeregt, vielleicht aus diesen Fasern und unter Benutzung der von den Eingeborenen gesammelten Erfahrungen eine Art Unterbekleidung für Sturmtrupps der amerikanischen Armee zu bilden. Die Panzer wären leichter und weniger hinderlich bei den Bewegungen als die seit einiger Zeit versuchten Metall- oder Schuppenpanzer.

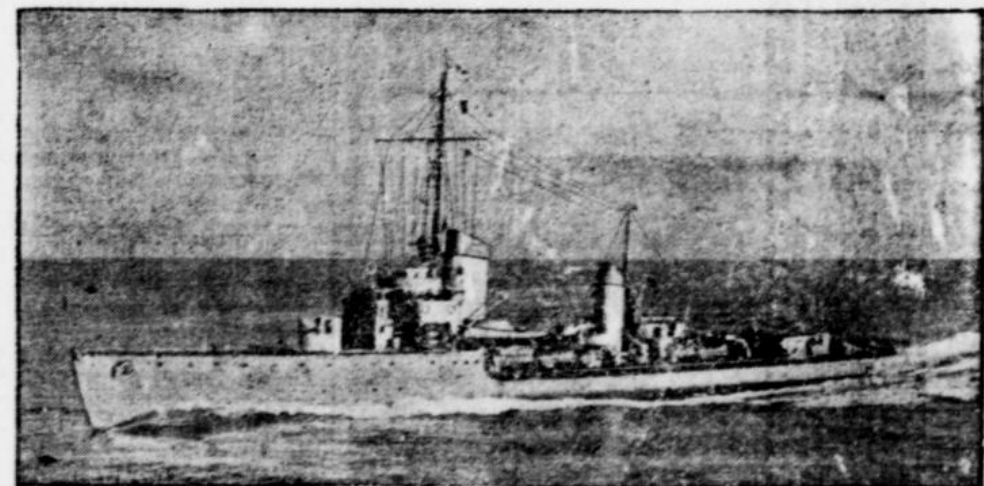
Das Kländchen

Der schwäbische Dichter und Arzt Justinus Kerner freute sich sehr, als er eines Tages in Weinsberg den Besuch bayerischer Sängers erhielt. Ihr Vorsänger führte sich mit angemessenen Worten ein: „Wir sind ein Liederfranz aus der Würzburger Gegend und machen eine Ferienwanderung durch das prächtige Schwabenland. Wir haben auch die Weibchen besichtigt und bitten um die Erlaubnis, Ihnen, Herr Doktor, ein Ständchen bringen zu dürfen, und zwar möchten wir gern das schönste Ihrer Lieder zum Vortrag bringen.“ Die beiden Männer schüttelten sich die Hände. Dann verteilte der Vorsänger seine Sangesbrüder vor dem Hause des Dichters. Justinus Kerner erschrak zuerst, darauf sagte er sich schnell. Denn draußen erschallte kräftigen Männerlehen: „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?“ Der fränkische Liederkranz, sang „Lüßows wilde Verwegene Jagd!“ Aber der Vater der Sebrin von Freyvorst ließ es sich nicht anmerken, daß man ihn mit dem jungen Körner verwechselt hatte. Lächelnd verbeugte er sich, im offenen Fenster stehend. Die Sängers brachten noch ein Hoch auf ihn aus. Dann zogen sie stolz von dannen.



Guten Appetit!

Mittagsessen an Bord eines U-Bootes. Eine Aufnahme von einem Ruhetag im Heimathafen, wo man sich häuft für neue ruhmreiche Taten vor dem Feind. (Weltbild-Archiv — M.)



Deutsche Torpedobote auf der Nacht

Unermüdet durchschlüpfen sie die Nordsee und sind auf der Jagd nach Booten, die für England bestimmt ist. (M. Beutler-Weltbild.)

Der Weiberleuthof

Roman von Erna Margarete Anders

Copyright by Prometheus-Verlag Dr. Michael, Gröbenzell

Da trat Steinhoff zu ihr. „Ich muß Ihnen wohl beim Handeln helfen, Fräulein Loni?“ meinte er scherzhaft.

„Nun, legte der schlaue Hausierer immer schäner Dinge vor, ja Loni mußte sogar eine Halskette und ein Paar Ohrringe anprobieren. „Die nehmen Sie“, entschied er plötzlich, „dieses Blau paßt ganz genau zu Ihren Augen.“

„Aber i wolle doch nur a Ringel“, wandte sie schüchtern und schüchtern ein.

Doch Steinhoff achtete nicht darauf. „Das Fräulein nimmt die Halskette und die Ohrringe“, bestimmte er ruhig, fragte den Hausierer nach dem Preise und griff nach seiner Brieftasche.

„Nein, nein“, wehrte Loni ihm, „das darf ich nicht.“

„Und warum nicht?“, fragte er, „darf ich Ihnen nicht einmal eine Freude machen?“ Er nahm ihre braune kleine Hand und sah ihr tief in die Augen. Vor seinem bittenden Blick mußte sie die Augen niederschlagen und langsam fieg ein feines Rot in ihre Wangen. Dann aber zog ein glückliches Lächeln von den Mundwinkeln bis zu den strahlenden Augensternen und erhellte das ganze Gesicht wie die Maienblume alles ringsumher.

„Alsdann dank ich Ihnen recht schön für die Freude!“ Mit lächelndem, schnellem Blick sah sie zu ihm auf und bemühte sich, ihre Hand, die er noch immer umschlossen hielt, aus der seinen zu lösen.

Der alte Handelsmann schmunzelte zufrieden und packte seine Schätze wieder zusammen. Nur der Mund kurrte unwillig, weil er den schönen, warmen Liegeplatz so bald aufgeben sollte.

Immer noch mit geknicktem Kopf, aber mit einer großen Freude im Herzen, ging Loni an Steinhoffs Seite dem Hofgärtchen zu, wo sie unter den blühenden Obstbäumen plaudernd stehen blieben.

Joseph hatte die kleine Szene in allen Einzelheiten beobachtet. Klopfer und Würfel rubeten. Mit müde hängenden Schultern stand sie da und sah nichts mehr von dem Sonnenchein, von dem Blüten um sich herum. Eine kleine Wolke war vor die Sonne getreten und ließ plötzlich alles dunkel erscheinen. Schließlich schloß sie die Bettstühle und Kleider entschlossen zusammen und wandte sich ins Haus, die Lippen fest aufeinander gepreßt und eine tiefe Kälte auf der Stirn.

An der Schwand des Hauses sah der Blinde, auf den Knien ein aufgeschlagenes Buch. Gurgeln glitten seine Hände über die kleinen Erhebungen und eifrig murmelten die Lippen dabei.

Da spürte er, wie der Schatten eines Menschen an ihm vorüberzog. Er hob die blinden Augen und hörte die Stimme Michels: „Grüß Gott, Jörg.“ Nichts weiter. An den sich entfernenden Schritten erkannte er, daß Michel Hellmoller schon vorbeigegangen war.

Jörg hielt mit Leiden inne und mußte, wie so oft schon, der Stimme, die soeben zu ihm gesprochen hatte, nachhaken. Er hatte diesen seit dem Winter eingestellten Knecht nie mit Augen gesehen und hatte sich doch nur der Stimme nach, ein ganz bestimmtes Bild von ihm gemacht. — Es zog ihn innerlich etwas zu ihm hin, er freute sich über jeden Gruß, den jener ihm bot. Aber warum? Als er keine befriedigende Antwort darauf fand, nahm er, über sich selbst den Kopf schüttelnd, seine Beschäftigung wieder auf.

Loni kam eiligen Schrittes mit heißen, roten

Wangen aus dem Obstgarten. Vom Dorfe her ähnelte das Angelus-Glocklein und sie hatte den Tisch noch nicht gedeckt! Als Michel Hellmoller ihr und Steinhoff auf dem Wege ins Haus

begegnete, grüßte er höflich und ging auf ein Scherzwort ein, das Steinhoff ihm zurief.

Joseph war unruhig bei Tisch. Die Graubraune, die wertvollste Kuh im Stall, mit einem Fell wie Sammet, wollte kalben und rang hart mit einer schweren Geburt.

Sofort nach dem Tischgebet stand sie auf und bat Steinhoff, sie zu begleiten.

In dem dunkleren Stall, in dem nur zahlreiche Fliegen summten, war es schwül und einsam, denn das Jungevieh war schon auf die Alm getrieben worden. In der hintersten Ecke lag die stumm sich ansehnende Kreatur. Aus ihrem rötlichen Maule tropfte zäher Speichel, die großen dunklen Tieraugen blickten voller Verzweiflung um die Hilfe des Menschen. Schon war sie zu matt, sich der Fliegen, die sie dauernd belästigten, zu erwehren, dann und wann erzitterten ihre Flanken unter dem stoßweisen Almen.

„I moan, mer sollt den Viehdoktor holen“, jagte Joseph, „dies war a Verlust, wann uns die Bißei einging!“

Steinhoff, der mit Joseph neben dem leidenden Tiere gestanden hatte, erhob sich, um das Nötige zu veranlassen. An der Stalltür traf er auf den Michel und in der Eile ein wenig kurz angebunden, rief er ihm zu:

„Gehen Sie schnell mal nach Ampach zum Tierarzt, Michel!“

Der blieb stehen und sah ihn mit ungueten Blicken an, nachdem sein scharfes Auge durch die offenkundige Art Joseph im dämmerigen Stall erbeugt hatte.

„Nach Ampach soll i laufen? Wer hat denn das zu bestimmen? Sie Sie leicht der Bauer?“

An Josephs Köpfele kommandieren, mit net!“ Zu drohender Haltung aufgerichtet, stand er vor Steinhoff und sah ihn herausfordernd an. Der wollte aufbrausen, befaß sich aber und antwortete, so ruhig er konnte:

„Aber Mann, machen Sie doch keine Geschickten! Ich kann Sie doch nicht erst lange höflich bitten! Sie ist tot! Es geht um's Leben von der Bißei und Frau Volbing will, daß der Tierarzt geholt wird. Nun gehen Sie schon!“

Köpfchüttelnd sah er darauf den Michel nach, der, ohne ihn weiter eines Blickes oder Wortes zu würdigen, sich schwandte und den Weg nach Ampach einschlug.

Ein närrischer Knecht dieser Gegend! Einmal war er freundlich und munterlich, wie es sich gehörte, und kaum eine halbe Stunde später verbroffen, ja fast unfähig. Hatte man recht getan, als man die letzte Witte des sterbenden Martin erfüllte und ihn an seiner Stelle als Großknecht annahm? Eine merkwürdige schnell geschlossene Freundschaft hatte zwischen den beiden bestanden. Mit wirklich fester Treue und Aufopferung hatte er den Martin, als es mit ihm zu Ende ging, gepflegt, ja sogar nachgelassen wie eine Mutter am Bette ihres kranken Kindes bei ihm gewacht.

Aber unfähig werden lassen durfte man ihn nicht. Er wollte der Bäuerin vorläufig noch nichts davon sagen, schließlich war er selbst Mannes genug, um sich einem Knecht gegenüber als Verwalter des Hofes behaupten zu können. Der arme Kerl hatte wohl sehr Schweres im Kriege durchgemacht. Steinhoff war einmal darüber gekommen, wie Michel dem alten Martin ausfühlich von seiner Verwundung erzählte. Das beste würde sein, die zeitweilige Launenhaftigkeit in seinem Wesen so wenig wie möglich zu beachten. In der Arbeit war er fleißig und zuverlässig wie nur einer und bot nicht den geringsten Anlaß zum Zorn.

Steinhoff lachte plötzlich auf. Ein ganz absonderlicher Gedanke war ihm gekommen: War der Michel vielleicht eifersüchtig auf ihn? So oft er ihm in Loni's Gesellschaft begegnete, war er freundlich, war er aber zufällig mit der Bäuerin zusammen, brach eine ungezügelte Grobheit aus ihm hervor. Nein, so wahrhaftig vernehmen würde selbst der von einem schweren Säbelhieb Verwundete, dessen Kopfherden arg gelitten hatten, doch nicht sein, als mittelalter

Knecht seine Augen zu der Bäuerin, der Eigentümerin eines der reichsten Höfe, zu erheben?

Am Doktor sah er seit Ottmojer, der mit einem nagelneuen Motorrad gekommen war, und ohne Steinhoff zu bemerken, sich so schnell er nur konnte, dem Hofgärtchen zuwandte, wo Loni Wäsche auf dem Rasen ausspannte.

Nicht gerade freundlich sah er dem Ottmojer nach, der so auffällig, wie oft derselbe in letzter Zeit mit und ohne Vorwand den Weg zum Hofgärtchen fand. Daß die Bäuerin ihm nicht einfach die Tür wies! Er hätte sie gerne darin unterkriegt, denn im „Goldenen Hirschen“ hatte er von den anderen Bauern so viel Schleiches von diesem hochmütigen Proben, vor dem kein Mädel und keine Frau sicher waren, erfahren. Was vielleicht nicht bis zu den Frauenohren auf dem Hofe gebrungen und auch wohl nicht für sie bestimmt war. Ein Bauer hatte ihm sogar erzählt, daß die Nichte des Försters sich selbstwegen das Leben genommen hatte. Freilich er war so gerissen, daß ihm nichts nachzuweisen war, und wer sollte sich schließlich gern das Maul verbrennen? Er, Steinhoff, hatte diese Sorte von Männern, die hinter jedem Weiberrück her sind und sich in ihrer Ehrvergeßlichkeit womöglich noch ihrer Erfolge rühmen!

Er wußte, daß auch Joseph ihn nicht leiden konnte, und erkannte daher um so mehr, als Joseph in seiner Gegenwart Ottmojer einlud, das Beierbrot mit ihr zu teilen. Er begriff die Frau nicht ernstlich verstimmt, zog er sich unter einem Vorwande auf sein Zimmer zurück. Dort hatte er Ruhe genug, über die Un-



erfreulichsten des heutigen Tages nachsugrübte. Endlich schüttelte er die trüben Gedanken gewaltam von sich ab und schrieb den ersten ausführlichen Brief an Betty Daloma, die, obwohl sie ihm ein paar sehr liebe Briefe geschrieben hatte, bislang nur mit kurzen Kartengrüßen von ihm bedacht worden war.

Langsam verbesserte sich seine Stimmung, f. daß er zum Abendbrot wieder hinunterging.

Der Ottmojer war zum Glück fort. Joseph hatte heiße Wangen und schien selbst am Abendbrot während Loni lag und einschlief am Tisch saß. Beim Essen kam die Rede ein paarmal auf seit Ottmojer, und Steinhoff wunderte sich mit welcher Verehrtheit Joseph seinen Hof als Winterhof pries und sein Interesse an allen technischen Neuerungen nicht genug rühmen konnte.

Loni sah nur still vor sich hin und erwiderte kein Wort. Als Joseph einmal aufstand, um etwas zu holen, hob sie schnell den Blick und sah Steinhoff aus lebenden Augen an. Er sah dieser hilfebedürftigen Frau an, er genügte, um ihn erkennen zu lassen, daß die blauen Augen voll Tränen standen. . . .

Nun wußte er Bescheid! Hier wurde scheinbar ein neues Spiel, und zwar ohne ihn, gespielt. Aber noch war er dabei.

Als Joseph mit ihrer wortreichen Schilderung einer neuen Dreschmaschine, die man sich auf dem Ottmojerhof doch einmal ansehen könnte, fertig war, hatte er seinen Entschluß gefaßt und rühte mit seinem Plan heraus.

In drei Tagen war sein Geburtstag. Er lud die beiden Schwestern ein, auf seine Kosten einen Tagesausflug mit ihm an den Königssee zu machen.

Joseph lachte ihn rundheraus aus. Da läche man, meinte sie, daß er doch noch ein „Stadtfrau“ sei. Am Vortag aus der Arbeit herauslaufen, wie die seinen Leute einfach auf Reisen gehen und Hof Hof sein lassen! Ob sie sich denn zum Gespött der ganzen Gemeinde machen sollte?

Doch Steinhoff wußte jedem ihrer Einwände geschickt zu begegnen und sie allmählich zu entkräften. —

Das Ausfluchen in Loni's Augen verlieh ihm Riesenträfte der Überzeugtheit.

Er überzeugte Joseph davon, daß ein Tagesausflug noch lange keine „Reise“ sei. Wozu sie denn alle die Jahre emsig als ein Mann gearbeitet hätte, wenn sie sich nicht einmal einen einzigen Feiertag gönnen wollte? Sie sei eine Frau in den besten Jahren und hätte nach all den schweren Jahren das erste Anrecht auf eine Freude.

Langsam verstummten Josephs Widerreden, die Einwände wurden schwächer und als er im Eifer seiner Rede nach ihrer Hand griff und sie mit bezwingender Herablichkeit in der Stimme bat: „Machen Sie mit doch bitte ein einziges Mal die Freude, Frau Joseph!“ — da gab sie nach und froh ging man beim Gutenachtlagen auseinander. —

9. Kapitel

Joseph sah noch lange mit wachen Augen ins Dunkle und wehrte dem Schlaf. Aber nicht in traurigen Grübeleien, nein — immer wieder versuchte sie sich Steinhoffs Stimme, als er so bittend „Frau Joseph!“ gesagt hatte, ins Gedächtnis zurückzurufen. Die bloße Erinnerung daran tat ihr wohl, als ob jemand sie streichelte.

Auch Erich Steinhoff schlief noch nicht, sondern saß grübelnd in seiner Stube.

Tat er recht daran, eine Entscheidung erzwingen zu wollen? Aber ihm blieb keine Zeit, eine günstige Gelegenheit abzuwarten. Der heutige Tag hatte ihm die Augen darüber geöffnet, daß Joseph drauß und dran war, die junge Schwester an den Lumpen von Ottmojer zu verheiraten. Noch in der Erinnerung daran überkam ihn die Wut. Und warum wollte Joseph die Schwester verheiraten? Fürchtete sie eine Nebenbuhlerin in ihr? Er glaubte plötzlich zu wissen, daß sie ihm Loni nicht geben würde! Kommt, dürfte er es überhaupt denn wagen Loni in die Riesentadt Berlin zu bringen, e, das schlichte Land, das nichts anders als die heimatische

Sonne, am der sie herangekommen war, kannte? Es würde nicht gut tun, eine Feldblume in den Asphalt einer Großstadt zu verpflanzen. Wie sollte die an Sonne, Wind und Weite Gewöhnte, plötzlich zwischen einen Steinhäufen verlegt, gelitten können! — Und sollte er, der Biergärtner, noch einmal von vorn anfangen und den Kampf um eine Existenz aufnehmen? Denn so groß waren seine Mittel nicht, um mit Frau und Kindern auf die Dauer, ohne zu arbeiten, sorglos leben zu können. Ueber das eine war er sich klar: Heiratete er Loni gegen Josephs Willen, so war ihres Bleibens auf dem Hofe keine Stunde länger! — Er fühlte sich zu alt, um noch einen anderen Beruf zu ergreifen, und zugleich zu unerfahren, um sein letztes Geld in ein Experiment zu stecken, denn das würde der Ankauf eines eigenen kleinen Hofes in diesem Falle bedeuten. Es hieß auch unrecht an Loni handeln, sie aus ruhigen Verhältnissen herauszureißen, wenn er ihr nicht an seiner Seite eine sichere Existenz bieten konnte. Und — war er ihrer Liebe denn sicher? Vielleicht ergab der Tag, an dem der Ausflug geplant war, die Gelegenheit zu einer Aussprache — danach würde sich alles klären. . . .

Er sah sich in der einfachen, nur spärlich beleuchteten Stube um und empfand ein leichtes Bedauern bei dem Gedanken daran, sie vielleicht bald wieder verlieren zu müssen. Diese Bauernstube mit der niedrigen Zimmerdecke, dem rohen tannenen Fußboden und der ländlichen einfachen Einrichtung hatte ihm schneller ein Heimatgefühl gegeben, als das eleganteste unter den vielen möblierten Zimmern, die er im Laufe der Jahre in Berlin bewohnt hatte. Und zum ersten Male in seinem Leben empfand er Sehnsucht.

Nicht die Kostbarkeit der uns umgebenden Dinge ist die Bedingung, daß unsere Umgebung uns zur Heimat wird, sondern die heilige Kraft, die aus der Erde strömt und uns, die wir selbst der Erde entstammen, in uralter Verbundenheit an sie fesselt. Diese Kräfte verhindern, daß wir in die Irre laufen. Wer sie, aus Sehnsuchtsdrang in die weite Welt hinauskommen, im Übermut gerich, wird eines Tages, wenn die Füße vom Wandern müde sind und das Herz enttäuscht und leer — vielleicht erst mit den zitternden Händen des Greises versuchen, die zerrissenen Glieder der Kette wieder zusammenzufügen, auf daß der heilige Boden heimatischer Erde den Fuß zur letzten Ruhe aufnehmen —

Dieses Wissen erlitt ihn mit Ruhe, alle Zweifel zerfielen. . . . Erich Steinhoff löschte das Licht und gab sich in die Arme eines guten Schlafes. —

Ganz in Gedanken verloren stand zwei Tage später Michel Hellmoller da und sah dem davonfahrenden Wagen nach, der Steinhoff, die Bäuerin und ihre Schwester bis Laufen bringen sollte.

Dann kam es ihm in den Sinn, daß er heute der Herr auf dem Hofe sein würde, denn der blinde Jörg, der Knecht und die beiden Wägelchen zählten nicht.

Einen ganzen Tag war der Hof sein! Tief atmeten seine Lungen die frische Morgenluft ein, daß sein Brustkorb sich spannte. Er reckte die Arme, als wolle er alle Kraft, die ihnen verblieben, erproben.

Noch lagen die Gipfel der fernen Berge im Frühlingsnebel und blaue Dunstschleier breiteten sich über die dunklen Wälder aus. Aber über die Pappeln hinweg erstrahlte die Sonne. Er ging auf ihren Schein zu, bis dort hin, wo die Felder anfangen. Einen Augenblick stand er regungslos der Sonne zugewandt — dann sank er plötzlich auf die Knie, beugte den Kopf und berührte mit den Lippen den heiligen Boden der Erde. . . .

Trillernd und jubelnd, die kleine Kette in seligem Erzittern gespannt, flog neben ihm eine Lerche in das Blau des Himmels auf, höher, immer höher den Wäldern entfliehend. Da erhob sich Michel Hellmoller und schritt mit freien, starken Schritten in die Felder, die die Sonne vergoldete, hinein.

Steinhoff selbst lenkte den Wagen, der im Takte der mit gleichmäßigen Schritten ausfahrenden Brauen in seinem neuen Leber. —

Der Tag war strahlend schön und die drei Menschen, die ihn als Feiertag verleben wollten, waren voll freudiger Erwartung. Ein und wieder drehte Steinhoff sich um und sah wohlgefällig auf die beiden Frauen, die hinter ihm saßen. Es hatte nur weniger Witten bedurft, daß beide ihre sonntäglichen Kleider mit dem reichen Trachtenstich angelegt hatten. Wer von den beiden war die Schöner? Joseph mit geröteten Wangen, das braune Gesicht unter der reichen Haartrone, die sie so fraulich und zugleich anmutig machte, oder die blonde Loni, umflossen von dem ganzen Zauber ihrer zwanzig Mädchenjahre? Es war schwer zu entscheiden!

Auch er hatte die ortsübliche Tracht, die ihm so gut stand, angelegt, die kurze Lederhose, ein weißes Hemd mit eckelweißbestickten Hosenträgern, darüber den offenen Janker und auf dem Kopfe den grünen Filzhut mit Gamsbart.

In Laufen angekommen, stellten sie den Wagen samt den Säulen in einem Gasthause unter und flogen in den Zug, der sie in einer knappen Stunde nach Freilassing brachte. Dort hatte Joseph und Loni eine große Ueberraschung: Steinhoff hatte ein offenes Auto gemietet und genoss mit heimlicher Freude die Verlegenheit und das Zögern seiner Begleiterinnen, in dieses neumodische und elegante Befährt einzusteigen.

Dann aber, als die herrliche, saufende Fahrt zwischen den immer dichter heranrückenden Bergen begann, als aus der Ferne das noch schneebedeckte Haupt des Wagners herübergrüßte, das sich mit seinen scharfen Faden deutlich gegen den tiefblauen Himmel abhob, brachen sie in immer neue Ausbrüche der Bewunderung und Freude aus. Das hatte keine von ihnen gewußt, wie märchenhaft schön dieses Fleckchen Erde war, obwohl sie in seiner Nähe lebten. In einer knappen Stunde, nachdem sie durch den lieblichen Ort Berchtesgaden durchgefahren waren, kamen sie am Königssee an. Im Gasthause „Zur Post“ aßen sie im Freien in Mittag und um die freudige Stimmung noch zu erhöhen, bestellte Steinhoff einen österreichischen Wein dazu. (Fortsetzung folgt.)

Anzeigenteil

Ihre Vermählung geben bekannt

Willi Krutmann
Toni Krutmann
geb. Maßling

Menden, Krs. Iserlohn, den 1. Februar 1940
Werringerstr. 34

Konzertthaus Kemper

Ab heute, tägliches

Unterhaltungs-Konzert
der Kapelle

Schulz-Schomburg

W.T.-Lichtspiele, Menden

Unwiderstehlich zum letzten Mal auf welt-
seitigen Wunsch heute, Donnerstag:

Maria Jiona

Inferieren bringt Gewinn



SGV.
Abt. Menden

Jahreshauptversammlung

Freitag, den 2. Februar,
abends 8 Uhr, im Saale des
Herrn Josef Ries, (Zum Für-
sten Bismarck), Hauptstraße.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht.
 2. Kassenbericht.
 3. Ehrung der Jubilare für 40., 25. und 10jährige Mitgliedschaft.
 4. Verschiedenes.
- Anschließend Vortrag des Herrn Studentrat Dort-
mann über: Die Mittel-
steinzeit im Allgemeinen; er-
gänzt durch Herrn Lehrer
Frese in einem Vortrag
über seine neuen mittel-
steinzeitlichen Funde im
Sauerland. (Lichtbilder-
vortrag).

Um zahlreiches Erscheinen
bittet: Der Abteilungsleiter.

Wer gibt einem 10jährigen
Tunten

Unterricht

im Rechnen und Deutsch?
Geht. Aufschreiben und. B. A. 24
an die Geschäftsstelle, der MZ.

Möhl, Zimmer f. Chep. m. 2 o.
1 Bett gesucht. Aufschreiben fof.
abgeben in der Geschäftsstelle.